

**Die Memoiren des Kupferstechers Jean Georges
Wille (1715—1808) übersetzt nach
Georges Duplessis:
«Mémoires et Journal de J. G. Wille», 2 Bde., Paris 1857**

von Herbert Krüger und Peter Merck

Teil I

Vorbemerkung

In den Bombennächten des 2. und 6. Dezember 1944 wurde ein erheblicher Bestand an Altertümern des Oberhessischen Museums und der Gail'schen Sammlungen ein Raub der Flammen; ein in jahrzehntelanger liebe- und mühevoller Sammeltätigkeit zusammengetragener Museumsbesitz, mit dem rund 40 Räume unseres repräsentablen Alten Schlosses fast überreich ausgestattet worden waren.

Als um so kostbareren Besitz werten wir heute die umfangreiche Sammlung von Originalblättern des aus dem benachbarten Biebental stammenden Müllersohnes Johann Georg Will (a), der als einer der bedeutendsten Kupferstecher seiner Zeit in Paris zu Ruhm und Ansehen gelangte. Zum größeren Teil aus der Gail'schen Stiftung stammend, durch Museumsdirektor Paul Helmke in planmäßiger Sammeltätigkeit erfreulich ergänzt, umfaßte unsere Wille-Sammlung vor dem Zweiten Weltkrieg nahezu das gesamte, etwa 170 Stiche umfassende Oeuvre. Dank der rechtzeitigen Magazinierung durch Stadtbaudirektor Wilhelm Gravert ist bei bescheidenen Verlusten doch noch ein Bestand von rund 150 Originalen vor der Vernichtung bewahrt geblieben.

Es lag nahe, daß die Museumsleitung darauf bedacht war, diesen geretteten Besitz der Wille-Stiche, zu dem überdies bemerkenswerte Originalzeichnungen und seltene Autographen gehören, einer interessierten Öffentlichkeit bei besonderem Anlaß vorzulegen. An solchen Anlässen hat es im Laufe der letzten Jahre nicht gefehlt. Als die Vertreter der Stadt Gießen im Herbst des Jahres 1960 die „Exposition Gießen dans le passé et dans le présent“, der auch eine Reihe von Wille-Stichen eingefügt war, in ihrer Partnerstadt Versailles eröffneten, durften die Bürger beider Partnerstädte überrascht feststellen, daß sich aus dem Zusammenklang von Heimatde und Wirkungsstätte unseres gemeinsamen Landsmannes geistige Brücken schlagen lassen über Zeit und Raum.

Später haben wir im Rahmen der Deutsch-Französischen Kulturtag 1961 in Anwesenheit unserer französischen Gäste den Gesamtbestand unserer Wille-Sammlung in der schönen Eingangshalle der Universitätsbibliothek geschlossen ausstellen können; wir haben dabei in bescheidenem Umfang

a) In der folgenden Übersetzung bedienen wir uns ausschließlich der in den späteren Jahren üblichen Namensform „Jean Georges Wille“.

die Bedeutung des Werkes unseres hessischen Landsmannes herauszuarbeiten versucht (b).

Schon damals, doch noch stärker im Jahre 1965, als wir im Gedenken an den 250. Geburtstag des meisterlichen Kupferstechers unsere Wille-Ausstellung in den neuen Räumen des Bürgerhauses wiederholten (c), wurde in weiten Kreisen der Wunsch lebendig, mehr als bisher vom Leben und Werk dieses interessanten, knapp 1½ Meilen vor den Toren unserer Stadt geborenen „französischen“ Kupferstechers zu erfahren, um so mehr, als er in den französisch geschriebenen „Mémoires et Journal“, mit eigener Feder sein ungewöhnlich langes bewegtes Leben bis zurück in seine hessischen Jugendjahre vor uns ausgebreitet hat.

Die Kunstwissenschaft hat sich bereits im frühen 19. Jahrhundert, fast noch aus dem Miterleben heraus, bemüht, die künstlerische Bedeutung unseres Meisters zu würdigen, zumal er nicht nur ein umfangreiches Oeuvre hinterlassen, sondern durch die große Zahl seiner Schüler, Nachfolger und Nachahmer die Entwicklung des Kupferstichs bis weit in das 19. Jahrhundert hinein maßgeblich beeinflusst hat. Seit dem umfassenden Werk von Charles le Blanc, der kaum 40 Jahre nach dem Tode Willes im „Catalogue“ ein rund 170 Stiche umfassendes Oeuvre zusammengestellt und interpretiert hat (d), bis zu den großen Künstlerbiographien, dem „Nagler“ (e), der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ (f) und dem „Thieme-Becker“ (g) ist unserem hessischen Landsmann eine durchaus beachtenswerte Rolle in der Entwicklung des künstlerischen Kupferstichs zugestanden worden. Daß im wandelbaren Kunstgeschmack der Jahrhunderte die Wertung Willes zwischen einem „Fürsten des Kupferstichs“, einem „nur im Technischen unerreichten Meister“ und sogar einem „für den Niedergang der Stechkunst“ Verantwortlichen schwankt, haben wir andernorts bereits ausführlicher besprochen (h). Daß sich dabei die Interpreten bis auf den heutigen Tag zumeist weitgehend auf die nicht fehlerfreien Angaben le Blancs stützen, sei nur am Rande vermerkt.

Eine modernen Ansprüchen genügende monographische Bearbeitung von Willes Leben und Werk fehlt noch immer, obwohl die, wie bereits bemerkt, uns von ihm in den „Mémoires“ und dem „Journal“ an die Hand gegebenen ausführlichen Lebens- und Schaffensdaten in dem von Georges Duplessis sorgfältig zusammengestellten Werk vor nunmehr bereits 110 Jahren vorgelegt wurden (i). Die bedeutenden Kunstkritiker Edmond

-
- b) Krüger, H.: Der „französische“ Kupferstecher Jean Georges Wille (1715—1806) aus Oberhessen. Gießener Hochschulblätter Jg. 9, 1961, H. 1.
 - c) Krüger, H.: Zum 250jährigen Geburtstag des französischen Kupferstechers Jean Georges Wille, des Müllerssohnes aus Oberhessen. Mitteilungen des Oberhess. Gesch.-Ver., N. F. 49/50, 1965.
 - d) Le Blanc, Charles: Catalogue de l'oeuvre de J. G. Wille, . . . , Leipzig 1847.
 - e) Nagler, G. K.: Neues Allgemeines Künstler-Lexikon, Originalausgabe Wien 1832—52, Bd. 24, Neudruck 1924, S. 342—392.
 - f) Schmidt, W., in: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 43, 1898, S. 257—260.
 - g) Thieme-Becker: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler, Bd. 36, Lzg. 1947.
 - h) Zum 250jährigen Geburtstag, 1965, S. 201 ff.
 - i) Duplessis, Georges: Mémoires et Journal de J. G. Wille . . . avec un préface par Edmont et Jules Goncourt, 2 Bde. Paris 1857 (vgl. Faksimile, Abb. 7).

und Jules de Goncourt hatten darin eine liebenswürdige biographische Einführung beige-steuert. Eine beachtenswerte Ergänzung der bisher bekannten Originalquellen erfolgte nach langen Jahrzehnten erst jüngst durch Wolf-Erich Kellner (k).

Nur ungern führt man unter den Wille-Biographen den „Volksschriftsteller“ Otto Glaubrecht auf, der nicht nur im „Ungeratenen“ (l) ein Zerrbild der tatsächlichen Vater-Sohn-Beziehungen entworfen hat, sondern auch für die zählebige Mär von Willes Zugehörigkeit zur Ehren-legion und seiner Beisetzung im Pantheon verantwortlich zu machen ist. Ein wirkliches Verdienst um die Einführung heimatkundlich interessierter Leser in Willes hessische Jugendjahre hat sich der zur Wille-Sippe zählende Zeichenlehrer Gustav Schaum mit den aus Duplessis übersetzten Partien der Memoiren erworben, die i. J. 1912 erschienen sind (m). Seine allerdings nicht immer fehlerfreien Übersetzungen und nicht überall genügend kritischen Deutungen sind häufig genug im heimischen Schrift-tum wiederzufinden (n).

Ergänzend hat dann aus deutschen Originalquellen Friedrich Back Nach-weise geliefert über den in der Tat ungewöhnlich lebhaften Kontakt Willes mit deutschen Fürstenthäusern und den geistigen Größen seines Vaterlandes (o), doch sind die „Weitgespannten Beziehungen“ Willes bei guter Quellenkenntnis mit bemerkenswerter Gründlichkeit gelegentlich auch im heimischen Schrifttum behandelt worden (p). Im allgemeinen freilich schöpft dieses immer wieder nur den begrenzt fließenden Born leer, und so wird der bereits eingangs geäußerte Wunsch vieler heimat-geschichtlich Interessierter nach einem unbeschränkten Zugang zu den Originalquellen durchaus verständlich.

Gewiß kann hier daran erinnert werden, daß durch Duplessis' umfang-reiche Publikation die Lebensdaten unseres hessischen Landsmannes seit langem vor uns ausgearbeitet wurden, und daß wir über Willes künst-lerisches Schaffen in kaum ergänzungsbedürftiger Folge durch Le Blanc

-
- k) Kellner, W. E.: Neues aus dem schriftlichen Nachlaß des Jean Georges Wille. Mitt. d. Oberhess. Gesch.-Ver. N. F. 49/50, 1965, S. 144—189.
- l) Glaubrecht, O.: (= Oeser): „Der Ungeratene.“ In: Erzählungen aus dem Hessen-lande, 1. Aufl. Frankf. u. Erlangen 1853, 5. Aufl. Stuttgart 1891.
- m) Schaum, G.: Der Kupferstecher Jean George Wille und seine Jugenderinnerun-gen. Mitt. d. Wetzlarer Gesch.-Ver. 4, 1912, S. 16—44.
- n) Hier muß ich bekennen, daß, da mir die Originalquellen lange Zeit nicht zur Verfügung standen, ich mich bei der Schilderung der Begeisterung Willes für das Straßburger Münster i. J. 1736 unkontrolliert auf Schaums allzu freie „Übersetzung“ verlassen hatte (vgl.: Zum 250jährigen Geburtstag, 1965, S. 193; vgl. dagegen H. Krüger: Die Gesellenwanderung des französischen Kupfer-stechers Jean Georges Wille aus Oberhessen über Straßburg nach Paris im Jahre 1736. Ztschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins 1966).
- o) Back, Friedrich: „Johann Georg Wille“ in: Ein Jahrtausend künstlerischer Kul-tur am Mittelrhein. Darmstadt 1932, S. 164—170, 244—245.
- p) Ploch, Georg: Weitgespannte Beziehungen. Der Kupferstecher Johann Georg Wille im Verkehr mit seinen deutschen Landsleuten. Hessische Heimat 6, 1963. Vgl. auch Merck, Peter: „Vom Müllerssohn zum ‚Graveur du Roi‘.“ Zum 250. Ge-burtstag von Jean Georges Wille. Heimat im Bild, 1965.

unterrichtet worden sind. Wir haben demgegenüber jedoch einzuwenden, daß diese beiden grundlegenden französischen Publikationen seit Jahrzehnten vergriffen sind und im Auswärts-Leihverkehr unserer Bibliotheken stets nur für beschränkte Zeit zur Verfügung stehen. Und wer wollte nicht eingestehen, daß ihm die zusammenhängenden Passagen der Memoiren und mehr noch die ermüdende Menge der im einzelnen zeit- und kulturgeschichtlich äußerst aufschlußreichen Tagesnotizen des Journal in der Übersetzung bequemer lesbar wären, zumal die aufgewandte Mühe der Lektüre des Originals nicht durch den Genuß eines eleganten Französisch aufgewogen wird.

Nachdem eine frühe Anregung zur Bearbeitung und Publikation einer Duplessis-Übersetzung ohne Echo geblieben ist (q), hat es sich der Oberhessische Geschichtsverein in Gießen zur Aufgabe gemacht, die Übersetzung des schriftlichen Nachlasses seines bedeutenden Landsmannes abschnittsweise in den jährlich erscheinenden „Mitteilungen“ zum Abdruck zu bringen (r).

q) Krüger, H.: Der „französische“ Kupferstecher, 1961, S. 18.

r) Hier ist nachzuführen, daß nach Abschluß unserer Übersetzung der „Mémoires“ uns ein schreibmaschinengeschriebenes „Wille“-Manuskript aus dem Nachlaß Wilhelm Graverts zugänglich gemacht wurde. Es enthält in seinem offenbar während der Inflationsjahre 1921/23 (vgl. S. 106) geschriebenen Kernstück, das 109 Seiten umfaßt, eine Übersetzung der „Mémoires“ nach Duplessis. Diese Übersetzung wurde durchgeführt von Hofkammerrat Carl Schaum, einem Urenkel Willes, und ist dem Andenken seines Onkels, dem „Wille-Forscher“ Gustav Schaum, gewidmet mit der Auflage, daß dieses Manuskript nach seinem Tode in der Obermühle aufbewahrt werde.

Die weiteren teils vorangehenden, teils anschließenden, nicht einheitlich paginierten 14 + 180 Manuskriptseiten enthalten eine Teilübersetzung des „Journal“, eine Zusammenstellung genealogischer Notizen und die Übersetzung des Vorworts von Le Blanc. Diese Passagen des Manuskriptes scheinen nicht mehr von Carl Schaum zu stammen; als Datierungsmöglichkeit bietet sich die auf S. VIII gegebene Notiz vom Tod des kinderlosen letzten „Obermüllers“ am 2. Juli 1933 an (Christian Will, 1851—1933).

Die eben gekennzeichneten 194 Manuskriptseiten weisen den gleichen Schriftduktus auf und sind auf dem gleichen guten Wasserzeichen-Papier (ALFELDGRONAU NORMAL 4a BEHOERDENEIGENTUM) getippt wie eine zwischengefügte, 19 Seiten umfassende Übersetzung des Vorworts der Gebrüder Goncourt aus Duplessis, die eindeutig gekennzeichnet ist als: „übersetzt von Gravert“.

So ist wohl anzunehmen, daß nach dem i. J. 1933 erfolgten Tode des letzten Obermüllers das dort deponierte Manuskript Carl Schaums an Gravert gelangte, der seit Beginn seiner Gießener Amtszeit i. J. 1928 stets ein unmittelbares Interesse an Wille gezeigt und bewiesen und hier offenbar Vorarbeiten zu einer Gesamtpublikation geleistet hat. Meines Wissens waren diese zu Graverts Lebzeiten dem Verein jedoch nicht bekannt.

Vorwort

Von Edmond und Jules de Goncourt

Eine honette Unterkunft, eine freundliche Kunstschule, das gute deutsche Handwerkerwesen, das war das Haus Nr. 20 des Quai des Augustins! Ein angenehmes Haus, das Haus des Herrn Wille! Ein gastfreier Türklopfer, der 43 Jahre lang von Deutschland, Dänemark und Rußland angeschlagen wurde. Durchwandern Sie das Paris des 18. Jahrhunderts und Sie werden nirgends eine fröhlichere Stätte der Arbeit und heiterer Gesellschaft vorfinden, nirgends einen köstlicheren Duft von Sauerkraut! Und Sie finden nirgends den feinen Humor, der dem Humor der großen vergnügten jungen Leute, der Schüler von Herrn Wille, gleichkommt. Sagen Sie noch, ob es das ganze Jahr hindurch reicher beladene und überfülltere Rauchfänge gibt als die des Herrn Wille, und ob es Hände gibt, die zarter und mit frommerer Sorgfalt für die kranken Gäste da sind als die Hände der Frau Wille? Und wo gleichen die Tränen der Dankbarkeit denen, die von den alten Gästen vergossen werden, die Jahr für Jahr ausziehen, wie Enkelkinder des Großvaters Wille — wo werden Sie solche wiederfinden?

Ein gesunder Geist, mühelose Freuden, leichte Träume, Gedanken ohne Überhitzung, Seelenfrieden, Heiterkeit der Wünsche, geruhames Streben nach Glück und Ruhm, erprobte Freundschaften, Kümmernisse, die sich bei den Liebkosungen der Kleinen verflüchtigen, ein aufrechtes und einträchtiges Leben, das man gemächlich zurücklegt, die geliebte Hausfrau an der Seite — welch ein Hauch ungezwungener Künstlergemeinschaft daraus dringt, ebenso wie es die von Chardin¹⁾ gezeichneten Intérieurs zeigen! Und welch eine schöne Sache ist der gesunde Menschenverstand und das Glück, die in diesem Hause lachen!

Dieses gütige Haus steht unter der Schutzherrschaft des Gottes Terminus. Wer auch immer aus Deutschland oder Italien kommt, die regelmäßigen Besucher, die Freunde, die Kunden, finden das gleiche „Wahrzeichen“ an der Tür, den freudigen Empfang durch Joseph, den alten Joseph, der sich eine Minute vor seinem Herrn im Vorzimmer über die glückliche Rückkehr eines Gastes freut. Nichts hat sich verändert, sobald man die Schwelle überschritten hat: den Schlüssel des Küchenschranke, den Kellerschlüssel am Gürtel hängend, gleicht Frau Wille immer der holländischen Hausfrau, die Wille aus dem von ihm gestochenen Bild Terborchs²⁾ geheiratet zu haben scheint; die Sonntagskleider der Kinder, nun verschlissenen, werden für die Werkstage als gut genug erachtet; die volle Börse ist wie zuvor in ihren guten Händen, die den Taler zweimal umdrehen; aber keiner der Gäste hat Mangel leiden müssen, und die bemerkenswert runden und frischen Gesichter der blonden Deutschen zeigen, daß in ihrer Unterkunft zwischen Ordnung und Sparsamkeit der Wohlstand immer zu sitzen kommt.

Sobald die Grabstichel weggelegt, die Kupferstichblätter gepreßt sind, läßt eine freundschaftliche Disziplin dem Frohsinn dieses Kollegiums des

¹⁾ Chardin, Jean-Baptiste-Simeon: französischer Maler, geb. 1699 in Paris; malte Stilleben, Porträts und Genreszenen; gest. 1779.

²⁾ Terborch, Gerard: geb. 1608, holländischer Genremaler; gest. 1681.

Kupferstiches die Zügel schießen. Die Possenreiter treten zur Erheiterung auf und der große Spaßmacher, Herr Baader³⁾, der komische Silen der Gruppe, führt, entfesselt und beherrscht die deutschen Eulenspiegelereien, Jungenstreiche und Fröhlichkeiten. Beim Abendessen ist die Tafel von lärmendem Übermut, wie eine Tafel mit Kindern, die von der Gutmütigkeit eines Großvaters beherrscht wird. Und wieviel heiterer geht es erst zu, wenn es sich darum handelt, der Flasche Bordeaux eines Freundes, den Flaschen Rheinwein eines anderen Freundes die Ehre zu erweisen, den Schinken zu begießen, den Herr von Livri aus Versailles geschickt hat, um das Fasten der schwachen Christenmägen zu beenden. Festtage, an denen die Kameraden aus Paris, Basan, Saint-Aubin und viele aus anderen Orten kommen, ihre Ellbogen auf den Tisch stützen und ihre französischen Witze den naiven Teutonen ins Gesicht schleudern, die sich abmühen, sie zu verstehen. Manchmal bringt Carlin⁴⁾, das Genie der Posse, die italienische Komödie zur Tafel mit; und bei seinen Harlekinaden sind die Ausbrüche des Lachens so stark, daß sie verspätete Passanten am Quai des Augustins neidisch machen.

Es kommen die schönen Tage. Verspricht der Himmel den kleinen Schuhen von Frau Wille einen trockenen Spazierweg und Sterne auf dem Heimweg, was gibt es dann für einen Aufbruch! Frau Wille, die Freundinnen und ihre Verwandten setzen die Kapuzen auf — man bietet den Damen den Arm und die durch die Boskette wandernde Karawane erreicht auf den längsten frisch grünen Wegen Auteuil und das Haus von Kopofer, dem Musiker von M. de la Poplinière; oder man überrascht Madame Huet, die eilig die Gedecke in der grünen Laube ihres „Jardin des Gobelins“ auslegt. Diese guten Leute sind keine eingefleischten Städter. Sie gehen zwar zu Bancelin und auf den Markt von Saint-Laurent; doch sind sie nicht Bürger von Paris? Sie gehen zu Nicolet, Nicolet hatte ihnen ja seinen schönsten Logenplatz geschickt; sie gehen in die Comédie Française, dort debütiert ja ein Schauspieler namens Talma⁵⁾. Es lebe die Wiese und der Wald! Die Hände voller Feldblumen, das Gras unter den Füßen, der abendliche Wind, das Mahl ohne Tischtuch, die Korken auf der Wiese verstreut! Es lebe die Seine bei Charenton! Es lebe die feuchte Tallandschaft von Saint-Bonnet, ein „Tempe“ der guten Braten, wo Herr Wille die ausgedehnten Schmausereien der Künstler am Quai de l'École vergißt! Dann sind es die Ballspiele, und die ganze Familie — drei Generationen, von denen sich die älteste an den Vergnügungen der jüngsten ergötzt — kommt zurück, der Enkel ganz vorne, der einmal links, einmal rechts auf beiden Seiten des Weges laufend, sich müde macht, gefolgt von dem ständig auf einem Bein hüpfenden Übersetzer der Gessnerschen Werke⁶⁾, der, ... bei Gott! Da liegt er auf der Erde!

³⁾ Baader, Johann Michael: deutscher Maler, geb. 1736 in Eichstätt, um 1759 Studium in Paris, Maler des Bischofs von Eichstätt; malte Gesellschaftsstücke, die u. a. von Chevillet geätzt wurden.

⁴⁾ Carlin, Martin: französischer Kunstschler, seit 1766 in Paris; Lieferant Ludwigs XVI. und Marie-Antoinettes.

⁵⁾ Talma, Schauspieler; 1763—1823.

⁶⁾ Gessner, Salomon: Schweizer Schriftsteller und Maler; 1730—1788.

Aber, was haben diese bewußten Übertreiber Gillot ⁷⁾ und Lancret ⁸⁾ gesagt? Studieren Sie, lernen Sie von der Natur! Ihre Freude daran wird Ihnen Nutzen bringen. Der Baum und die Strohütte sollen Modell sein; durch solche Skizzen werden Ihre Bilder gefördert. Die Stifte sind gespitzt, der Bildvorwurf abgesteckt, um skizziert zu werden. Die alten Mauern des Arsenal, die Hütten der weit entfernt liegenden Chaussée d'Antin, die moosbedeckten Ruinen des Schloßchens Soissons, locken oft die Bewohner des Quai des Augustins an, sobald der Sommer da, sobald der Herbst gekommen ist. Sceaux, Meudon, die Abtei von Saint-Maur, Mantes, Longjumeau, Marcoussy, Montlhéry, die Gärten von Arcueil, diese Akademien der Landschaftsmaler des 18. Jahrhunderts unter freiem Himmel, überrascht vom italienischen Marmor ^{8a)}, werden naturgetreu von diesen Sammlern malerischer Motive eingeheimst: Wille Vater und Sohn, Weiröter ⁹⁾, Chevillet ¹⁰⁾, Pariseau ¹¹⁾, Freudenberg ¹²⁾, Dunker ¹³⁾, Vangelisti ¹⁴⁾, Klauber ¹⁵⁾, Preisler ¹⁶⁾. Manchmal sind der Regen oder Zecken garstige Gesellen! Aber die Heimat ist so nahe! Am Horizont erscheinen die Kirchen von Paris so greifbar! Und nicht wahr, man hört schon das Geräusch des Wagens, der Frau Wille gewöhnlich zu einem der weitentfernten Vororte bringt, denen entgegen, die schlecht zu Fuß sind! Es ist nur ein Weg von vielen, diese Fahrt nach Mortcerf, jenseits von Brie-Comte-Robert; es ist nur ein mißglücktes Abenteuer unter so vielen glücklichen Odysseen: der kurze Aufenthalt in dieser gallischen Wildnis, die ganz erstaunt ist, Franzosen zu sehen, die sich auf einem Kopfkissen aus Sand und auf Eierschalen niederlegen!

Willes Sohn hatte in der Umgebung eines dieser Vororte ein besseres Obdach entdeckt: eine bischöfliche Residenz, eine ausgezeichnete burgun-

⁷⁾ Gillot, Claude: französischer Kupferstecher, Lehrer Watteaus; 1673—1722.

⁸⁾ Lancret, Nicolas: französischer Maler, malte galante Szenen; 1690—1743.

^{8a)} („... surpris à la pierre d'Italie“).

⁹⁾ Weiröter, Franz Edmund; deutscher Maler und Radierer; geb. 1730 in Innsbruck, gest. 11. 5. 1771 in Wien. Durch Kurfürst Joh. Friedrich Carl, seinen Gönner in Mainz, in die Lage versetzt, in Paris unter Wille weitere Ausbildung zu genießen; 1767 Prof. der Akademie in Wien.

¹⁰⁾ Chevillet, Justus; deutscher Kupferstecher; geb. 1729 in Frankfurt/Oder, gest. um 1800 in Paris; lernte bei G. F. Schmidt in Berlin, später bei Wille, seinem Schwager; 1778 Mitglied der Akademie zu Wien.

¹¹⁾ Pariseau, Pierre: französischer Dramatiker; geb. 1753 in Besançon, gest. 1794 in Paris.

¹²⁾ Freudeberg, Sigmund (wohl Freudenberger): Schweizer Maler und Kupferstecher; geb. 1745 in Bern; 1765 mit A. Zingg nach Paris, wo er mit Wille, Hallé, Boucher und Greuze Bekanntschaft machte; gest. 1801.

¹³⁾ Dunker, Balthasar Antonius: schwedischer Maler und Kupferstecher; geb. 1746 bei Stralsund; Schüler von Hockert und Wille. Illustrierte das Heptameron der Königin von Navarra; gest. 1807.

¹⁴⁾ Vangelisti, Vincenzo: italienischer Kupferstecher; geb. 1744 in Florenz. Er arbeitete 6 Jahre unter Willes Leitung in Willes Manier.

¹⁵⁾ Klauber, Ignaz Sebastian; deutscher Kupferstecher; geb. 1754 in Augsburg; 1787 an der französischen Akademie für Malerei in Paris; gest. 1817 in Petersburg.

¹⁶⁾ Preisler, Johann Georg; dänischer Zeichner und Kupferstecher; geb. 1757 in Kopenhagen; lernte bei seinem Vater (dänischer Hofkupferstecher), später bei Wille in Paris; 1786 Mitglied der französischen Akademie; um 1808 gest. in Kopenhagen. Vgl. Willes frühen Porträtstich.

dische Herberge, die ihn ein wenig die Arbeit vergessen ließ, wie er auch im folgenden seltsamen Brief an seinen Vater, der uns in die Hände fiel, gesteht:

Sens, den 2. August 1769

Mein sehr lieber Vater,

ich bitte Euch, nicht zu glauben, daß ich die Stifte, die Ihr mir geschickt habt, übel aufgenommen habe; im Gegenteil, ich war außergewöhnlich gerührt über Eure Aufmerksamkeit; doch habe ich schon berichtet, daß sie mir vielleicht nicht von allzu großem Nutzen sein werden, damit Ihr nicht damit rechnet, eine Menge wunderbarer Zeichnungen zu sehen. Ihr wißt, daß ich nicht gerne lüge; aus diesem Grund gebe ich Euch einen treuen und genauen Bericht über meine Lebensführung. Das Bild, an dem ich hier arbeite, macht keine schlechten Fortschritte; gestern habe ich drei Köpfe und die Hemdsärmel, die darauf sind, zu zeichnen beendet, und ich rechne damit, es zum Saint-Louis-Tag beendet zu haben, der, wie ich glaube, der Abschluß meines Ausfluges außerhalb des väterlichen Hauses sein wird, das ich wiederzusehen große Lust habe. Monseigneur geht es gegenwärtig ein wenig besser, und er hofft, Euch unverzüglich eine Kasette aus Weißblech schicken zu können, damit Ihr die Güte habt (sagt er), Euren neuen Kupferstich hineinzulegen, damit er dadurch der erste sein möchte, die neuesten Drucke zu besitzen.

Ich habe es von Herrn Buldet merkwürdig gefunden, daß er mich „Philippe“ genannt hat; es scheint mir, daß dieser Herr um jeden Preis möchte, daß ich den Namen meines Schutzpatrons verleugne, was ich nicht zulassen möchte, da es mich teuer zu stehen kommen könnte. Der Platz, den er im Himmel einnimmt, ist für mich zu wertvoll, und ich will mir dadurch bestimmt keinen Feind schaffen. Wenn viele Bittsteller bei den Großen die Taktik betreiben würden, sich beim Portier gut zu stellen, so würde es nicht lange dauern, bis sie ihre Bitte erfüllt bekommen.

Ich habe aus dem Rat Nutzen gezogen, den Ihr mir gegeben habt, nicht zu Hause zu versauern. Gestern, gegen 6 Uhr abends, bin ich mit Halm¹⁷⁾ weggegangen; dieser hatte ein Gewehr geschultert und hatte dem Monseigneur gesagt, daß er sich noch sehr gut an seine frühere Betätigung als Jäger erinnere. Auf diese Versicherung hin läßt er ihn gehen, und ich begleite ihn. Wir gehen über das Gebiet von Sainte-Colombe, und wir verstecken uns an einem sumpfigen Platz. Da mein Fuß es mir nicht gestattet zu jagen, setze ich mich ins Gras, wo ich eine Weide gezeichnet habe. Ich verliere Halm aus den Augen; er hatte sich von mir entfernt, um Wild aufzuspüren. Ich höre ununterbrochen Piff! Paff! Puff!, und rufe ihm mit aller Kraft zu: „Hast du etwas?“ Ich höre eine klägliche Stimme, die keine Antwort gibt, und fahre mit Zeichnen fort. Als schließlich mein Baum fertig gezeichnet war, erhob ich mich und fand ihn in dem Augenblick, als er einen Raben auf einem Baum anvisierte; doch sobald der

¹⁷⁾ Halm, Matthäus; deutscher Zeichner und Stecher; geb. in Koblenz, ausgebildet in Paris bei Wille. Nach seiner Vorzeichnung hat J. F. Bause 1766 Willes Porträt gestochen (siehe Abb. 10).

Schuß losgegangen ist, fliegt der Vogel fort, indem er sich frech umschaut. Ich lache laut über Halm und sage ihm, daß ich es ohne Pulver und Blei besser machen würde als er. Ich hatte diese Worte noch nicht ausgesprochen, als ich mich umdrehe und hinter mir auf der Erde eine Wildente sehe, die offenbar ganz jung war und sich, wie ich glaube, von ihrer Mutter entfernt hatte. Ich bücke mich, hebe sie auf und zeige sie dem sogenannten Jäger, der, wütend über mein unverschämtes Glück, sagt: „Bei Gott! Jetzt gehe ich nicht, ohne etwas nach Hause gebracht zu haben.“ Er sagt es, und macht sich daran, auf der Wiese den größten Frosch zu suchen, den er finden kann. Mit seinem Messer befestigt er ihn an einem Baum, um nach Belieben auf ihn zu schießen. Der Schuß geht los und der Frosch hängt noch genau wie vorher: keine Spur von Blei. Wütend schultert er stolz sein Gewehr und wir nehmen gemeinsam, ich, mit meiner lebenden Wildente in der Hand, den Heimweg auf. Ich habe meinen Vogel Mutter Loyson gegeben, die ihn einer Frau auf dem Land schenkte. Eine Henne hat sich seiner angenommen und ihn als Kind adoptiert. Wäre ich näher bei Paris gewesen, hätte ich ihn Frédéric mitgebracht, dem ich Gesundheit wünsche und den ich ebenso herzlich küsse wie meine liebe Mutter, die ich gleichermaßen umarme. Es wäre passender gewesen, meine liebe Mutter vor meinen Bruder zu setzen, doch ich bitte sie sehr, mir deshalb nicht gram zu sein, denn sie kann davon überzeugt sein, wenn sie auch erst am Ende meines Briefes erwähnt wird, daß sie in meinem Herzen doch am Anfang steht. Meine Empfehlungen bitte an meine Tante Chevilet, Herrn Chevilette, Frau Bracognier, die Herrn Messenger, de Marcenay, Daudet und Baader. Ich wünsche allen gute Gesundheit wie auch Euch, mein lieber Vater. Ich umarme Euch von ganzem Herzen und bin aufrichtig Euer sehr ergebener, sehr gehorsamer und sehr folgsamer Sohn, P. A. Wille.

Bitte an Joseph und Marie meine Empfehlungen, ich wünsche ihnen guten Mut für den Umzug, eine Sache, die man nicht ohne gute Gesundheit unternehmen kann.

Halm empfiehlt sich Euch; er hat den Entwurf seiner Tapissérie beendet und graviert jetzt den Fußboden nach Euren Angaben.

Während der Bischof de Callinique¹⁸⁾ den Sohn des Kupferstechers Wille beherbergt — wer ersteigt die Treppe Willes, um ihn zu sehen und zu grüßen? Leute von höchstem Ansehen in jener Zeit. Die Klatschbasen von Versailles und Paris machen ihm den Hof. Er gehört zu den Berühmtheiten, die man aufsucht. Der Marquis de Marigny¹⁹⁾ kommt, um den Grabstichel, der für den Maler arbeitet, zu ermuntern. Unser Kupferstecher lehnt Clairon ab, Clairon, der ihn bittet, Clairon, der ihn drängt, sein Porträt zu stechen, um besser unsterblich zu werden. Von Paris, aus Frankreich hat die Berühmtheit Willes über ganz Europa gestrahlt; die

¹⁸⁾ Callinique: Bischof von Sens.

¹⁹⁾ Marigny, Abel-François Poisson, Marquis de M.: Bruder der Madam Pompadour; geb. 1727; Generaldirektor der königlichen Bauten; gest. 1781. „Der vorzügliche Porträtstich des Marquis nach einem Ölgemälde von L. Tocqué dürfte unserem damals sechszwanzigjährigen Landsmann im Jahre 1761 den zweiten Grad der Academie Royal in Paris, den des Membre, eingetragen haben.“

Herrscher kennen seinen Namen, die großen Herren seine Tür, die Liebhaber sein Werk. Europa beglückwünscht ihn, befragt ihn, besucht ihn, schickt ihm Talente vom Rhein und von der Newa. Bei berühmten Versteigerungen schickt ihm Deutschland Geld und vertraut es seinem Geschmack an. Er ist der Beichtiger und Beschützer der prinzlichen Launen; er bringt den Ruf Frankreichs dem Norden zur Kenntnis. Rußland, das sich diesen Dingen öffnet, lächelt ihm zu und umschmeichelt ihn. Dänemark, das Talente hofiert, das ganze Dänemark, König, Edle, Botschafter, hat er für sich eingenommen. Er korrespondiert mit Wien, Berlin, Kopenhagen, Moskau, empfängt fast die ganze Welt, er ist der Voltaire der Kunst, dieser Patriarch des Kupferstichs. Welch berühmte Gäste? Gestern Struensee, heute Gluck! Und der Herzog von Zweibrücken, der Comte d'Olna, und die Prinzessin Galitzin! Kaum sind die Besucher fort, kommt die Post: der Graf von Kaunitz fragt an, ob er Schüler annehmen könne, und der Graf Wasserschleben, ein Minister, ob Wille ihm seinen letzten Stich schicken könne; die Markgräfin von Baden-Durlach, ob er für sie ein Bild bei der Auktion des Grafen von Vence erstehen könne, und der Baron von Kessel, Kammerherr des Kaisers, ob er ihm die Ehre erweise, am Abend mit ihm zu dinieren! Und jeden Tag neue Besucher, neue Ehrerbietungen, ein Diplom, ein Geschenk, sogar eine eigenhändige Zeichnung der Markgräfin von Baden-Durlach, mit der sie die Bildergalerie des Herrn Wille bereichert, eine Goldmedaille, mit der die Großherzogin von Rußland das Münzkabinett des Herrn Wille bereichert!

Denn er selbst ist auch ein großer Sammler, unser Herr Wille. Der Leiter und Berater ausländischer Sammlungen in seinem kleinen Museum, das er liebt und vermehrt. Er ist versessen auf Münzen, und Tocqué²⁰⁾ bringt sie ihm aus Dänemark; er ist interessiert an Porzellan aus Sachsen, und Dietrich schickt ihm alle Stücke, die er bemalt hat. Er ist interessiert an Gemälden, an Zeichnungen, an Stichen, und es gibt keine große Auktion, bei der sich Wille nicht ein bißchen ruiniert. Sein Stuhl befindet sich nahe beim tabakschnupfenden Auktionator, sein Gebot ist bekannt wie das von Herrn Mariette, sein Verzeichnis der Gegenstände ist unter allen beachtlich. Im Kreuzfeuer der Angebote hat er diesen schönen „Poelembourg“ erworben, diesen wunderbaren „Greuze“, die Zeichnung Bossuets von Rigaud. Wer wird ihn jedoch trösten, daß er sich die Rötzelzeichnung „Sanguines“ von Bouchardon hat entgehen lassen, den „Chris de Paris“? Welch ein Stammgast bei Huquier, dem Kupferstichhändler? Unermüdlich durchblättert er dessen Angebotslisten! Wieviel Nachmittage verwendet er auf die Durchsicht seiner Mappen!

Was für ein leidenschaftlicher Liebhaber des Rokokos, dieser gute Wille, der zur Genesung seines Freundes Peters einen ganz neuen Spaziergang erfindet: den Besuch aller Pariser Trödler! Seltene, wunderbare Schätze! Gepflegte Wertgegenstände! Eine Freude fürs Auge, von überall her zusammengetragene Stücke eines ganzen Lebens sogar, die ein einziger Tag auf einer Auktion in alle Windrichtungen verstreuen wird.

²⁰⁾ Tocqué, Louis: französischer Maler; geb. 1696; 1734 wurde er Mitglied der Pariser Akademie; besuchte Dänemark; er war vornehmlich Porträtist; gest. 1772.

So wanderten in diesen glücklichen Jahren die Kostbarkeiten adliger Häuser in sein Atelier. Ein Luxus an schönen und wertvollen Dingen schmückt diese Wände, die der Blick des Künstlers wie eine stumme und doch sprechende Lektion um Rat befragt. Er verschafft sich eine anregende Umgebung, ein Milieu, das ihm ein Vergnügen und gleichzeitig eine Ermunterung ist. Es war nicht nur das Atelier von Wille, sondern von anderen auch: von Boucher, Oudry, Coppel, Aved, Deshayes, Hallé, Baudoin, die dem französischen Bürgertum den Geschmack am Intérieur lehren wollten, die Auswahl an Stoffen, am Marmor, den Bronzen, und ihm die Mode der Kunstgegenstände, der Meisterwerke und der flandrischen Arbeiten aufdrängen wollten.

Der Stolz des Bilderkabinetts von Wille war die gute Auswahl an alten Meistern; doch der besondere Ruhm bestand in der geglückten Zusammenstellung seiner Bilder alter berühmter Namen sowie bekannter Namen von Zeitgenossen. Die Börse des Künstlers hatte sich auch für die Werke seiner Freunde geöffnet; und dieses kleine Panthéon, in dem die Lebenden nicht ausgeschlossen waren, war das schönste Lob seines gerechten Geistes, seines wenig neidischen Herzens. Wille war der Freund, der wahre Freund, und nicht der mißgünstige Vertraute begabter und liebenswürdiger Talente seiner Zeit. Viele Bilder und Zeichnungen in seiner Sammlung offenbarten eine gute Tat, bescheinigten einen guten Dienst, zeigten seine Dankbarkeit, beschworen ein Band, das nur der Tod allein hatte zerreißen können. Seitdem er als junger Mann manche Flasche alten Weins mit dem alten Parrocel ²¹⁾ bei den Gobelins-Herstellern geleert hatte, bis hin zur morgendlichen Schokolade, die Frau Greuze dem Greise anbot — verfließen die Jahre Willes in einer loyalen und herzlichen Kollegialität mit allen Berühmtheiten seiner Zeit; und es bereitet Freude zu sehen, mit welcher Zuneigung und mit welcher aufrichtigen Bewunderung der Freund Wille den Freund Greuze umgibt, diesen gründlichen und soliden Maler, wie er ihn nennt. Greuze und Wille! Die beiden alten Freunde, die beiden alten einmütigen Herzen! Sehen Sie sie nur, wie sie bei der Amme des kleinen Greuze einen Besuch machen! Sehen Sie, wie Greuze mit seinen besten Pinseln das feine und wohlwollende Gesicht Willes malt ²²⁾! Und sehen Sie die beiden, wie sie auf einer Leiter sitzend, die Rubensbilder des Luxembourg kritisch begutachten, die Nase auf der Leinwand, zusammen theoretisieren und das ohne Streit zwölf Fuß über der Erde — Urteile des 18. Jahrhunderts!

²¹⁾ Wille stach, wohl 1753, 12 Zeichnungen von Reitern und Landsknechten nach Parrocel.

²²⁾ Greuze, Jean-Baptiste: französischer Maler; geb. 1725; gehörte zum Freundeskreis Willes. Nach seinem Gemälde von Wille stach J. G. von Müller das bekannte Kupferstich-Porträt; gest. 1805. Am 19. November 1763 schreibt der damals 48jährige Wille in sein „Journal“: Ich begab mich früh zu Herrn Greuze auf Grund einer Einladung, die Chokolade mit Mme. Greuze zu trinken. Dabei bat er mich, vor der Staffelei Platz zu nehmen und zu meiner großen Überraschung begann er mein Porträt; den ersten Entwurf machte er in glänzender Manier, würdig eines Rubens oder van Dyck. Ich speiste dann bei ihm, nachdem er so lange es der Tag erlaubte, gearbeitet hatte. Lt. Tagebuch: 10. 12. 1763: Besichtigung des fertigen Bildes mit der Familie (siehe Abb. 11).

Dann jedoch kommt die Revolution. Als die Revolution gekommen, beginnt Wille spazierenzugehen. Inmitten aller Parteien, die Frankreich zerreißen, nimmt er eine mehr resignierte als aktive Haltung ein, was mehr seine Beine als seinen Kopf in Verlegenheit bringt; er ist Zuschauer. Er sieht die Ereignisse vorüberziehen. Die Massen, die Wut, die Schreie, das Toben, das Vivatschreien, die Kanonen — das alles ist für ihn ein Schauspiel; und da er ein Optimist ist, sieht er nichts anderes als Feuerwerk in diesem Spiel von Tod und Zufall. Glücklicher Mann! Er geht, die Massaker des September zu sehen: er kommt zurück, als das Schauspiel zu Ende ist²³⁾!

Doch hat Wille während dieser Jahre noch eine bedeutende Rolle zu spielen: sein ältester Sohn wird Hauptmann, dann Bataillonschef der Nationalgarde. Das ist eine wichtige Aufgabe für diesen Biedermann, der Vater seines Sohnes zu sein, es auszusprechen, es zu wiederholen, und sich in treuherzigem Stolz seiner goldenen Achselstücke zu erfreuen, letzte Freude des Greises, der bald ein hartes Opfer folgt! Der Vater muß diesem Regime, das seinem Sohn eine feine Uniform gegeben hat, die Ehrenurkunden seiner langen, arbeitsreichen Karriere ausliefern, damit sie verbrannt werden, die Dokumente seines Talents, die Adelsbriefe für seinen Grabstichel, seine Akademie-Patente: der Akademie von Rouen, der ehemaligen königlichen Akademie von Paris, der kaiserlichen Akademie von Augsburg und Wien, der Berliner Akademie der Künste, der Akademie von Dresden! Im Oktober 1793 läßt die Republik daraus ein wenig Rauch werden.

Das Unglück war schon seit einigen Jahren in das lachende Haus gekommen; das Herz Willes war bereits angegriffen und verwundet. Der kleine Frédéric, das hübsche Kind, das Kind seiner Liebkosungen, war vom Tode hinweggerafft worden²⁴⁾. Der Tod hatte noch einmal, am 29. Oktober 1785, an die Pforte des Quai des Augustins geklopft. „Dieser Tag“, schrieb Wille, „war der unseligste und unglücklichste Tag meines Lebens. Meine Frau, die vortrefflichste Frau auf der Welt, war mit dem sicheren Glauben an die Güte ihres Schöpfers eingeschlafen. Gott! wieviel Tränen hat mich diese Trennung gekostet! Wie rasch sind die 38 Jahre, die ich glücklich mit ihr verbracht habe, vergangen!“

Sorgen und Unruhen bedrängen den Greis ohne Lebensgefährtin. Eines Tages wechselt das Haus am Quai des Augustins seinen Besitzer und Wille ist bedroht, sein Bett, auf dem er sterben soll, hinauszutragen. Um ihn herum macht sich die Einsamkeit langsam breit; die Tafel leert sich, die Tischgesellschaft ist nicht mehr oder geht. Der alte Baader, Gast seit 30 Jahren, geht auch und nimmt das Lachen aus der Wohnung mit. Ach, so ist der traurige Lauf der Welt! Noch weitere 20 Jahre und der einzige Erbe dieser glücklichen und frohen Dynastie, Alexander Wille, wird nicht die Kosten für den Unterhalt seiner Frau in Charenton bezahlen können

²³⁾ Allerdings büßte dabei der fast blinde Wille durch einen in seiner unmittelbaren Nähe abgefeuerten Kanonenschuß weitgehend auch das Gehör ein.

²⁴⁾ Freilich kann er erst als verheirateter Mann gestorben sein, denn nach der Beerdigungsnotiz vom Jahre 1808 wurde Vater Wille „an der Seite seines Sohnes und seiner Schwiegertochter“ in der Pfarrkirche St. Severin beigesetzt.

und wird die Herzogin von Angoulême mit Rücksicht auf sein Elend und seine 73 Jahre bitten, dieses Almosen der armen Geisteskranken zu gewähren!

„Ihrer königlichen Hoheit, der Herzogin von Angoulême. Verehrungswürdige, tugendhafte und erhabene Fürstin, erlaubt einem Greis von 73 Jahren zu wagen, seine Stimme bis zu Eurer Königlichen Hoheit zu erheben.

Fürstin, ich bin der Sohn des berühmten Kupferstechers Jean-Georges Wille, der mit der Schönheit seiner Werke sein Jahrhundert so gut illustriert hat, und dessen Umgangsformen seinem seltenen Talent gleichkamen. Maria Theresia, die Kaiserin von Deutschland und Königin von Ungarn, Eure erlauchte Ahne, hat meinen Vater mit ihrer Wertschätzung geehrt und mit Gnadenbeweisen überhäuft. Ich habe mein Möglichstes getan, um den Spuren des Schöpfers meines Lebens zu folgen. Sehr jung wurde ich als Mitglied in die alte königliche Akademie der Malerei aufgenommen, und aufgrund unermüdlicher Arbeiten hatten wir, mein Vater und ich, ein für Künstler recht beträchtliches Vermögen ersparen können. Doch hat leider die schreckliche revolutionäre Meute auf immer die Früchte der Mühen und Anstrengungen, die wir uns gemacht haben, verschlungen; mit einem Wort, das Werk von 70 Jahren Arbeit wurde gänzlich zerstört. Seit 45 Jahren, oh Fürstin, bin ich mit einer Frau verheiratet, die immer der Zauber meines Lebens gewesen ist, nun bin ich des Glücks beraubt, sie zu besitzen. Nachdem meine Frau mehr als 12 Jahre eine durch grausamen Seelenschmerz hervorgerufene Krankheit erduldet hat, hat sie nun gänzlich den Verstand verloren und ist gegenwärtig im Königlichen Haus von Charenton. Da ich keine Mittel zur Verfügung habe, die Kosten ihrer Pension zu bezahlen, bitte ich mit gefalteten Händen Eure Königliche Hoheit zu geruhen, einen wohlwollenden Blick auf meine Lage und auf meine unglückliche Gemahlin zu werfen, und mir einen kleinen Teil der Spenden zu gewähren, die Ihr über die unglücklichen Ehrenmänner auszustreuen Euch die Freude macht; über die, die in ihrem Kummer mit Sicherheit bei Eurer Erhabenen Persönlichkeit die Linderung ihrer Leiden erfahren . .

9. Januar 1821,

Wille, Quai des Grand-Augustins, 29, 1

Ein Kupferstich-Händler aus Nürnberg kam im Jahre 1792 auf den Gedanken, den 77jährigen Wille um seine Memoiren zu bitten. Der Greis antwortete ihm, daß seine Eitelkeit und sein Stolz noch nicht reif genug seien für die gedruckte Lektüre seiner eigenen Geschichte, und daß er nie bereit wäre und es nie sein werde, sich mutwillig der Lächerlichkeit preiszugeben; daß man jedoch, wenn er nicht mehr am Leben sei, und man Lust habe, seine Geschichte aufzuschreiben, etwas in seinen Tagebüchern finden würde, die er zwar oft mit Nachlässigkeit, aber stets mit Aufrichtigkeit geführt habe ^{24a)}.

^{24a)} Demnach haben Thieme-Becker diese Angabe der Gebrüder de Goncourt falsch interpretiert, wenn sie notieren, Wille habe seine Memoiren im Jahre 1798 (sic!) zu schreiben begonnen, angeregt durch dieses faktisch im Jahre 1792 erfolgte Druckangebot, das er demnach jedoch zweifelsfrei abgelehnt hat.

Dies sind nun die Tagebücher von Wille, die wir zum ersten Male veröffentlichen.

Hier sind die friedlichen Seiten, die der Kupferstecher ohne Ehrgeiz nach der Tagesarbeit schrieb. Hier ist das Buch, in dem er jeden Abend seine Erinnerungen ordnete, die er jeden Abend sich selbst erzählte. Es ist die gewissenhafte Abrechnung seines Lebens: die Aufnahme eines Freundes, der Empfehlung eines großen Herrn, der beendete Spaziergang, der geschriebene Brief, der eingetroffene Brief, die Heirat des Sohnes, der Kauf eines Bildes, die Überwindung einer Krankheit, die Vollendung eines Stiches, der neu ins Haus gezogene Schüler, das am Morgen von eigener Hand gebrachte Möbelstück, das Ereignis und die Einzelheit, die Katastrophe und das Nichts von je 12 Stunden, das alles ist festgehalten, nichts fehlt in dieser genauen Autobiographie, in diesen in gutem Glauben gemachten Bekenntnissen. Welch glückliches Geschick für den Wißbegierigen der Kunst! Das Haus Wille ist ein Glashaus, und sein Leben ist darin ganz geborgen!

Als Zeugnis der Sitten seiner Zeit ist das „Journal“ von Wille gewiß mehr als ein Dokument, es ist eine Lehre. Es zeigt die verbindende Rolle und Stellung des Künstlers, da der Maler, Bildhauer, der Kupferstecher nicht mehr Künstler des 18. Jahrhunderts und noch nicht Künstler des 19. Jahrhunderts ist. Es zeigt ihn, wie er sich in der Gesellschaft bewegt und entfaltet; einen besonderen Stand bildet, einen kleinen dritten Stand der Fähigkeiten und Talente zwischen dem Volk, an dem er durch seine Herkunft und seine Arbeitergewohnheiten festhält, und dem Bürgertum, dem er durch seine erworbene Freizügigkeit verwandt ist. Das „Journal“ läßt uns eindringen in diese geregelte, eng gezogene und gefestigte Atmosphäre seines Hauses, wo der Künstler des 18. Jahrhunderts wie in einem kleinen, lieben Vaterland lebt. In dieser Atmosphäre malt er diese „Söhne der Götter“, ganz gemäß seiner Aufgabe, zufrieden mit einem bescheidenen Ruhm, zufrieden mit seinem gekochten Huhn, glücklich ohne viel Lärm, Ehemann, Vater, Familienvater, der keine andere Freude, keine andere Welt, keine andere Muse kennt als sein Zuhause.

Edmont et Jules de Goncourt

Die Memoiren von Jean Georges Wille

Im Alter von fast 88 Jahren erscheint es mir an der Zeit, mein sehr lieber Sohn, auf Dein Verlangen hin einige Begebenheiten meines Lebens, an die ich mich noch gut erinnern kann, niederzuschreiben. Ich sage dir zuerst, daß mein Vater Johann Philipp Will, Bürger von Königsberg war, einem sehr alten Ort, der Sitz eines Amtes war und an der äußersten Grenze der Wetterau lag; meine Mutter schrieb sich Anna Elisabeth Zimmermann. Mein Vater wohnte nicht direkt in Königsberg, sondern im

Biebertal²⁵⁾; seine Wohnung war nahe der Quelle der Bieber, und in ihrer Nähe ließ er seinen Landbesitz bearbeiten, der ziemlich ausgedehnt war. Und da war es, wo ich am 5. November 1715 zur Welt kam²⁶⁾. Ich war der älteste von sechs Jungen und einem Mädchen, die mein Vater von seinen beiden Frauen bekommen hatte. Meine Gesundheit war tadellos. Man hatte bemerkt, daß mein Naturell fröhlich war; doch ich war unruhig, eigenwillig und sogar mitunter launenhaft, ohne jedoch bössartig zu sein.

Im Alter von zwei bis drei Jahren war es mein höchstes Glück, mit einem Kreidestück bewaffnet auf dem Fußboden des Zimmers Vögel, Bäume und andere Dinge, die ich gesehen hatte, zu zeichnen. Wehe dem, der so vermessen gewesen wäre, auf meine Arbeiten zu treten! Als jedoch mein Vater meine Lebhaftigkeit und meinen Verstand bemerkt hatte und daß ich immer etwas zu tun haben wollte und ohne Ruhe war, beschloß er, mir das Lesen und Schreiben beizubringen, und seine Mühen blieben nicht ohne Erfolg.

Er wollte mich erst mit sechs oder sieben Jahren zur Schule schicken, da es für ein kleines Kind zu schwer gewesen wäre, den Berg hinaufzugehen, wo Königsberg liegt, das eine Viertelmeile von unserem Haus entfernt war. Mein Vater brachte mich also erst in diesem Alter zur Schule. Doch außer dem Unterricht in unserer Sprache mußte ich noch lateinische Studien hinzunehmen. Das war doppelte Arbeit, aber infolge meines guten Gedächtnisses zog ich mich ganz gut aus der Affäre; der Lehrer lobte mich sogar, er war gleichermaßen nicht unzufrieden mit meinen schriftlichen Arbeiten in beiden Sprachen, doch war er es, wenn er am Heftrand meine Zeichenentwürfe entdeckte. Oft zeichnete ich die Profile meiner Kameraden, die mir angenehme Gesichtszüge zu haben schienen, und die ich lächerlich auf Papier wiedergab, daß viele verärgert waren. Doch andere lachten nur darüber. Noch mehr, ich vergnügte mich damit, diesen Porträts Spottverse hinzuzufügen. An freien Tagen strich ich um die Reste

²⁵⁾ Gegenwärtig gehört die Obermühle zur Gemeinde Bieber bzw. zur Doppelgemeinde Rodheim-Bieber im heute hessischen Kreis Wetzlar. Der früheren Gemeindezugehörigkeit wegen ist es nicht falsch, wenn ältere Autoren, wie etwa Charles Le Blanc im Jahre 1847, Königsberg für den Geburtsort Willes in Anspruch nehmen.

²⁶⁾ Der Text auf der Marmortafel, der von dem Wille-Forscher G. Schaum in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an der Obermühle angebracht wurde, entspricht nicht in allen Passagen der Wirklichkeit:

„In diesem Hause erblickte der Kupferstecher Johann Georg Wille, Ritter der Ehrenlegion und Mitglied vieler Kunst-Akademien anno 1715 das Licht der Welt. Er starb am 8. August 1808 in Paris. Was sterblich an ihm war, liegt im Pantheon zu Paris begraben.“

Das heute vorhandene Gebäude ist erst im Jahre 1747 von Willes nächstfolgendem Bruder Johannes, der den Mühlenbetrieb übernahm, errichtet worden. Und Willes Zugehörigkeit zur Ehrenlegion sowie die Überführung seiner Gebeine in das Pantheon ist eine Mär, die wir dem „Volksschriftsteller“ Otto Glaubrecht = Oeser verdanken, eine Mär freilich, die bis in unsere Tage lebendig geblieben und offenbar unausrottbar ist. Die offiziellen Stellen in Paris haben Glaubrechts Angaben durch nichts zu erhärten vermocht (Rückfragen auch durch Peter Merck).

Schließlich ist Wille nicht am 8. August 1808, sondern in den ersten Tagen des Monats April gestorben; der 5. April ist als Tag der Beisetzung in der Pfarrkirche St. Severin zweifelsfrei bezeugt.

der alten Burg Königsberg herum, die während des 30jährigen Krieges durch die Schweden schrecklich zerstört worden war, und die ich zeichnete. Hier begann damals die Freude, die ich immer am Landschaftszeichnen gehabt habe²⁷⁾.

Während dieser Zeit kam uns regelmäßig der Bruder Gärtner des Wetzlarer Franziskanerklosters besuchen, um hier Lebensmittel zu sammeln. Mein Vater schätzte ihn, denn er sprach mit Sachkenntnis vom Okulieren des Pflaumenbaumes, vom Anpflanzen von Kohl und Rüben, vom Wachsen der Gurken auf trockenem oder feuchtem Boden. Dieser gute Bruder befand sich gerade bei uns, als mein Vater, um mich zufriedenzustellen, einige Bildchen von einem Tiroler Kupferstichverkäufer kaufte, der im Haus war. Und da er bemerkt hatte, welche Freude mir dieser Erwerb gemacht hatte, zog er aus der Tasche seiner Kutte eine große Brieftasche voller Bilder aus der Werkstatt von Jérôme Wolf in Augsburg, und bat mich, sie anzunehmen. Diese Gabe bestand aus sechs großen Blättern; jedes Blatt hatte 18 Bilder. Ich besaß also in diesem Augenblick ohne es zu wissen, eine hübsche Sammlung von 108 genau gezählten Stücken; auch konnte ich mich vor Freude nicht halten, die Fülle der voneinander abstechenden Farben Grün, Blau und Rot zu betrachten. Doch blieb auch der Bruder nicht ohne Belohnung, denn man gab ihm dieses Mal statt eines Topfes geschmolzener Butter oder statt eines Dutzend in diesem Jahr gelegter Eier eine Anzahl dampfender Blutwürste. Er war darüber sehr gerührt. Die Freude leuchtete in seinem Gesicht, als er das erwähnte Geschenk in die Tiefen seines Bettelsacks steckte, der noch leer war. Er trieb seine Dankbarkeit noch weiter: er lud mich ein, ihn in Wetzlar zu besuchen, während er mir versicherte, daß er mir von jedermann geschätzte Bilder zeigen wolle, die sie glücklicherweise im Kloster ihres Ordens besäßen²⁸⁾. Man hielt ihm entgegen, daß ich noch zu jung sei, um einen Weg von 2 Meilen zu machen. Er antwortete: „Seine liebe Tante hier wird so gefällig sein, ihn zu begleiten.“ Meine Tante versprach es um so lieber, da sie Freundinnen in der Stadt hatte.

Einige Tage später, es war ein schulfreier Tag, nahm sie mich dorthin mit; doch war der Bruder abwesend. Er kam jedoch eine Stunde später von einem Ausflug zurück, den er in hüttenbergische Dörfer gemacht hatte; er war mit Kartoffeln und getrockneten Saubohnen beladen. Sobald er mich sah, entledigte er sich seiner nützlichen Bürde und kam uns mit einer sehr bemerkenswerten Freundlichkeit entgegen. Er nahm mich bei der Hand, führte mich ins Kloster und sagte: „Sieh hier die Reihe rundbogiger Kreuzgangfenster, deren Scheiben reich geschmückt sind mit Wappen zahlreicher Rittergeschlechter, die sie haben malen lassen und gestiftet haben, die einen aus Frömmigkeit, die anderen aus Güte oder Eitelkeit.“ Er erzählte mir dann viel von heraldischen Farben, wovon ich nichts verstand. Beim letzten Fenster machte er mich dann auf sehr eigen-

²⁷⁾ Zeichnungen aus Willes Jugend oder der Zeit seiner Gesellenwanderung sind bis heute nicht bekannt.

²⁸⁾ Das längst verschwundene Franziskaner-Kloster in Wetzlar muß also ums Jahr 1725 noch intakt und zu besichtigen gewesen sein.

artige Wappen aufmerksam. Sie sind, sagte er, von einem Edlen, einem großen Kriegermann, der in der Schlacht von Mühlberg gegen Kaiser Karl V. gefallen ist. „Siehst du, mein Freund“, fuhr er fort, „oberhalb in den Wappen zwei blaue Büchsen mit rauchenden Luntten? Moritz von Sachsen hat diese beiden Sinnbilder den Wappen dieses auf dem Feld der Ehre gefallenen Edlen hinzugefügt. Doch hier sind zwei goldene Sturmböcke auf azurblauem Feld. Gefallen sie dir?“ Ein leichtes Kopfnicken war meine Antwort. „Ich muß dir“, sagte er, „ihre Geschichte erzählen. Die Vorfahren unseres toten Helden waren zwei arbeitsame, kräftige, freisinnige, liederliche und doch fromme Brüder. Wie viele im 12. Jahrhundert, machten sie einen Kreuzzug, teils aus religiösem Eifer, teils um die Vergebung ihrer Sünden zu erlangen, die sich außergewöhnlich vervielfacht hatten. Sie verkauften ihre Habe an Bergsiedler in Böhmen, um zu Geld zu kommen und um damit gut leben zu können; mit einer christlichen Armee begaben sie sich in den Orient. Sie zeichneten sich in diesem Land durch unglaubliche Heldentaten aus, besonders bei der Einnahme von Jaffa, dessen Tore sie mit großen Keulenschlägen ihrer Sturmböcke einschlugen. Nach einer so bemerkenswerten Tat erhielten sie vom Befehlshaber der Armee nicht nur die Erlaubnis, für sich wie für ihre Nachkommen als Zeichen ihrer Kraft und ihres Ruhmes diese Sturmböcke als sprechende Wappen zu führen. Sie hatten auch das alleinige Vorrecht, sämtliche Tore der befestigten orientalischen Städte einzurennen. Diese wunderbaren Wappen sind uns vor langer Zeit zugeschiedt worden“, fuhr er fort, „wir wissen nicht, von wem; doch ist die Malerei sehr alt, die einen glauben, sie sei von Lucas Cranach, die anderen, sie sei von Albrecht Dürer.“ Da ich diese Meister noch nicht kannte, sagte ich nichts mehr, und als der Bruder bemerkt hatte, daß ich mich zu langweilen begann, und er sich vielleicht selbst langweilte, umarmte er mich herzlich und sagte: „Leb wohl, mein Kind, ich hoffe, daß du mit den Bildern ebenso wie mit mir zufrieden bist. Besuche mich wieder im nächsten Herbst, und jetzt werde ich dir William-Christ-Birnen geben, Haselnüsse und mit Eigelb überzogene «Stückchen».“

Ich dankte dem Bruder für all seine Güte, machte mit dem Hut in der Hand eine tiefe Verbeugung und zog mich ziemlich linkisch mit einer weiteren Verbeugung zurück; doch war er gar nicht mehr da. Meine Tante hatte während meiner Abwesenheit einige Besuche gemacht; bei meiner Rückkehr fand ich sie bereits auf einer Bank vor dem Kloster. Ich erklärte ihr zuerst, daß mich der Hunger sehr plagte. Sie war mitfühlend und kaufte mir sofort ein mit Salz und Kümmel bestreutes Backwerk, das ich im Nu verschwinden ließ. Sie selbst hatte auch Hunger, denn sie führte mich zu einer ihr befreundeten Frau, die seit mehr als 30 Jahren spanische Schokolade verkaufte, die in Wetzlar ohne Kakao und Vanille gemacht wurde und die, wie sie sagte, von köstlichem Geschmack sei. Diese würdige Verkäuferin lud uns zum Essen ein. Zuerst bot sie uns Nudeln, Fadennudeln nach ländlicher Art an; dann im eigenen Saft gekochte Endivien mit auf Holzkohle gerösteten Würsten. Auch zwei Flaschen Wein, der eine rot, von den Weinbergen der Lahn, der weiße vom Rhein, erschienen auf dem Tisch. Von jedem gab man mir ein ganz klei-

nes Glas, und die Damen tranken den Rest. Endlich kam der Kaffee. Er schien mir aus Westerwälder Kaffeebohnen gemacht zu sein, wo die Eicheln nicht selten sind, die, selbst reichlich mit Farinzucker vermischt, mir dennoch sehr mißfielen. Endlich verabschiedeten wir uns. Ich empfahl mich wie ein blutjunger Anfänger. Wir kamen bei stockdunkler Nacht zu Hause an²⁹⁾. Mein Vater ließ sich von meiner Künstlerwallfahrt und dem Nutzen, den ich daraus gezogen haben mochte, erzählen und lachte sehr darüber. Zugleich gab er mir den Rat, ähnliche Ausflüge nicht mehr zu unternehmen und schickte mich zu meinen Büchern, meine Lektionen zu lernen.

Im folgenden Jahr erhielt ich indes auf mancherlei Bitten die Erlaubnis von ihm, eine neue Reise zu machen. Nach allen Berichten, die ich hatte erzählen hören über die Wunder, die man in der Elisabethkirche zu Marburg sehen könne, interessierte vornehmlich diese mich leidenschaftlich. Ich wünschte und suchte voller Eifer eine Gelegenheit, dorthin zu kommen und sie bot sich bald. In unserem Tal gibt es Kalkstein, den die Bauern unseres Gebietes jedes Jahr zu Kalk brennen und danach zum Verkauf nach Marburg fahren, wo er sehr geschätzt ist. Man beschloß, daß ich mit diesen braven Leuten, die uns alle bekannt waren, mitfahren sollte. Ich reiste teils zu Fuß, teils auf dem einen oder anderen Wagen sitzend. Endlich kamen wir am zweiten Tag (wir hatten gut sechs Meilen zurückgelegt) an unserem Ziel an, nachdem wir eine Nacht sehr weich auf einem Heuhaufen in einer Scheune geschlafen hatten³⁰⁾.

Sobald wir in Marburg sind, verlasse ich meine Führer; ich komme am Rathaus vorbei, an dessen Giebel lebensgroße Figuren aus einigen Nischen heraustreten, die ein innerer Mechanismus veranlaßt, ebensoviele Lärm wie Bewegung zu vollführen, sobald die Uhr die Stunden schlägt. Doch obwohl dies alles für mich neu war, hielt ich nicht lange inne. Ich laufe weiter, suche die Kirche und finde sie bald. Sie ist verschlossen. Man nennt mir einen Küster, der die Schlüssel hat, und für etwas Geld, das ich ihm gebe, öffnet er bereitwillig eine der Türen und führte mich hinein. Zunächst sah ich rechts und links der Tür Standbilder gotischen Stils von Komturen, die dieses Amt in Marburg seit der Zeit des Deutschen Ritterordens inne hatten. Sie schienen mir teils in priesterlichem und teils im kriegerischen Gewand zu sein. Beim Betrachten bedauerte ich, daß ich weder Stift noch Papier noch Zeit hatte, um einige dieser Statuen zu zeichnen, wenn ich auch nicht geschult war, derartiges einigermaßen richtig wiederzugeben. Beim Weitergehen erblickte ich zur Rechten mit Freude und Ehrerbietung in einer vergitterten Nische die Statue der heiligen Elisabeth, der Tochter eines Königs von Ungarn und Gemahlin des Landgrafen Ludwig, der nicht der Beste seines Jahrhun-

²⁹⁾ Die mit 2 Meilen gut berechnete Entfernung bezieht sich allerdings nur auf den Hinweg, so daß der etwa zehnjährige Schulbub in Begleitung seiner Tante einen Tagesmarsch von zumindest 30 Kilometern zurückgelegt haben muß.

³⁰⁾ Die Gesamtentfernung des Weges von Bieber nach Marburg, den die Frachtfahrer nicht etwa auf dem kürzeren Höhenweg durch den Krofdorfer Forst, sondern, wie hier erkennbar, durch das Lahntal genommen haben, beläuft sich auf knapp 40 Kilometer. Willes Entfernungsangabe bezeugt demnach auch hier ein bewundernswertes Erinnerungsvermögen.

derts war. Auf dem Haupt hatte sie eine Krone und das Modell dieser Kirche, die man ihr zu Ehren gebaut hatte, in der rechten Hand³¹⁾. Davor führten einige sehr ausgetretene Treppenstufen abwärts; es war der Stein, durch das Niederknien und die Ehrenbezeugungen der zahlreichen Pilger, die früher sich andächtig hierher begeben hatten, abgenutzt. Zur Linken und gegenüber der Statue der heiligen Elisabeth befindet sich eine Kapelle, in der die alten Landgrafen von Hessen ihre Grabstätten haben. Beim Eintritt machte mich mein Mentor auf die lebensgroßen Statuen der dort Begrabenen aufmerksam. Er nannte mir ihre Namen und Vornamen und erzählte mir teilweise die bemerkenswertesten Begebenheiten aus dem Leben jedes Einzelnen. Sie standen aufrecht, vollständig mit den Waffen bekleidet, die man ihrer Zeit getragen hatte³²⁾. Nur ein Einziger lag mit dem Rücken auf der Erde, von Würmern und Schlangen zerfressen. Ich war darüber erstaut und fast erschrocken. Mein Führer bemerkte es und erzählte mir dessen Geschichte. „Dieser Fürst“, sagte er, „war einer der Gottlosesten, der, statt an Fest- und Sonntagen in die Kirche zu gehen, auf die Jagd ging. Dafür wurde er schwer bestraft, denn er brach sich den Hals, als er im Wald sehr weit entfernt von seinen Leuten vom Pferd stürzte, und sein Leichnam wurde erst lange nach seinem Sturz aufgefunden, zerfressen und entstellt, wie er durch die Skulptur, die du vor dir siehst, dargestellt ist³³⁾.“ Gegenüber von diesen Statuen sah man in mehreren kleinen Abteilungen die tugendreichen Taten und Wunder der heiligen Elisabeth; das Ganze ist als Relief in Holz geschnitzt und verschiedenfarbig bemalt, nach der Art vergangener Zeiten. Im letzten Teil erscheint der Gemahl der Heiligen, der mit einer Anzahl Edler auf einem Kreuzzug war, zu Pferd, und ist, gefolgt von seinen tapferen Hessen, unterwegs zur Eroberung des Heiligen Landes, von wo er nicht mehr zurückkehrte. In der Mitte der Kirche und oberhalb der Kanzel sieht man einen schwarzen Vorhang im Faltenwurf in der Form einer Kuppel, der, wie man mir versicherte, ein eigenhändiges Werk der heiligen Elisabeth sei.

Ich wäre gerne noch etwas länger in dieser Kirche geblieben, um den Rest der Sehenswürdigkeiten zu sehen, die mir zahlreich erschienen; doch es schlug zwölf und ich mußte weg, denn die Fuhrleute hatten mir gesagt, daß sie um diese Zeit aufbrechen würden, um rechtzeitig heimzukommen. Ich konnte auf das Äußere dieses würdigen Gebäudes also nur noch einen Blick werfen und zu meinen Fuhrleuten zurückeilen, die

³¹⁾ In Wirklichkeit freilich in der linken Hand. (Vgl. W. Meyer-Barkhausen: Die Elisabethkirche in Marburg, 1925, Abb. S. 54); vgl. auch H. Bauer: Sankt Elisabeth und die Elisabethkirche zu Marburg, 1964.

³²⁾ Hier hat die Erinnerung unseren achtundachtzigjährigen Erzähler gewiß im Stich gelassen. Wenn die gegenwärtige Gruppierung der Gräber im Landgrafenchor auch erst auf die Restaurierungsarbeiten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückgeht, so ist neben den noch heute vorhandenen „stehenden“ Epitaphen die größere Zahl der Grabskulpturen liegend zur Darstellung gebracht worden.

³³⁾ Daß diese Legende, die offenbar aus dieser realistischen, während der Renaissance-Zeit beliebten Grabdarstellung erwachsen ist, dem Leben und Sterben Landgraf Wilhelms II. nicht entspricht, habe ich bereits a. O. hervorgehoben (H. Krüger, Jugenderinnerungen, 1966, S. 52 ff.).

sich von einem guten Mahl erhoben. Sie schienen mir sehr zufrieden; doch ich fühlte, daß mein Kopf mehr mit Figuren als mein Magen mit Essen gefüllt war. Ich fand jedoch die Möglichkeit, wenn auch in aller Eile, das Letztere zu befriedigen. Man setzte sich in Bewegung, auf dem gleichen Wege, der uns nach Marburg geführt hatte. Unterwegs sprach ich viel weniger als vorher mit meinen Fuhrleuten. Ich rief mir immer und immer wieder die Dinge, die mich in der Kirche so stark beeindruckt hatten und die ich in meinem Geiste mit unendlicher Freude bewunderte, ins Gedächtnis zurück. Indessen riß mich einer unserer Fuhrleute oft aus meinen Betrachtungen durch Lieder, deren Text und Musik bald fröhlich, bald traurig klangen und allem Anschein nach zur Zeit Otto des Großen ³⁴⁾ verfaßt wurden, und nur noch den Leuten auf dem Land bekannt sind. Das erzählte mir der Bürgermeister des Dorfes, in dem wir übernachteten, denn er war unser Herbergsvater; diese Lieder drehten sich um die Liebe, um Waffentaten, um Unglücksfälle und sogar um unheilvolles Sterben alter Ritter. Das veranlaßte mich, aufmerksam die zerstörten Schlösser auf den Bergen links und rechts unseres Weges zu betrachten, dort, wo die alten Recken, von denen die Rede war, sich damals verschanzt hatten. „Überdies, welche Motive zum Zeichnen“, sagte ich mir.

Am nächsten Tag kam ich bei meinem Vater an, der mich bestens empfing und mir sagte, nachdem ich ihn umarmt hatte: „Es scheint mir, mein Sohn, daß es dir gut geht, das macht mir Freude.“ Dann reichte er meinen Weggefährten etwas Gutes zum Trinken und dankte ihnen für die Mühe, die sie mit mir auf der Fahrt gehabt hatten, während sie auf ihre Art sich verabschiedeten und sehr zufrieden in ihr Dorf zurückkehrten.

„Nun, mein Sohn“, sagte mein Vater, „erzähle mir ein bißchen von dem, was du gesehen und beobachtet hast, und daran werde ich erkennen, ob dich der Besuch von Marburg mehr zufrieden gestellt hat als der von Wetzlar.“ Das ermutigte mich sehr, und sogleich wurde ich zum Redner und Erzähler mit der Begeisterung eines Schülers, der bisher noch nichts Interessantes gesehen hat und der verwirrt ist von dem Überfluß der Dinge, die seinen Kopf anfüllen.

Mein Vater, der mir geduldig zugehört hatte, schien sehr zufrieden; „das ist alles schön und gut“, sagte er; „doch hast du nun schon fünf Tage in der Schule gefehlt; nimm deine Bücher, studiere deine Lektionen und hole die durch die Reise verlorene Zeit nach.“

Ich fühlte, daß es richtig sei, mich dem väterlichen Rat zu unterwerfen und am nächsten Tag beschritt ich mit zweien meiner Brüder und einigen Nachbarskindern wieder unseren Bergweg. „Ach“, sagte ich mir, „welche Freude hätte ich, wenn sich unsere Schule statt in Königsberg in Marburg befände.“ Doch ich mußte mich zufrieden geben, und holte schnell alles wieder nach, was ich versäumt hatte. Seitdem war ich unabhängig von meiner Schularbeit von der Idee besessen, einige Figuren, die ich gesehen, in Holz zu schnitzen, doch fehlten mir die Werkzeuge für die Ausführung meines Vorhabens gänzlich. Ich mußte nun, nach reiflicher Überlegung,

³⁴⁾ Bemerkenswert ist hier der Hinweis auf „Otto den Großen“, der, im Gegensatz etwa zu Karl dem Großen oder zu Barbarossa, im Volksbewußtsein auch damals kaum lebendig gewesen sein dürfte.

andere Mittel und Wege finden, um mich zufriedenzustellen. Ich hatte das Glück, am Ufer des Mühlgrabens, wo die Wasser der Bieberquelle ³⁵⁾ nach den Mühlen gelenkt werden, Ton zu finden, den ich sofort benutzte, um Fratzen zu modellieren. Ich gab ihnen Schielaugen, runzlige Stirnen und offene Mäuler; im Allgemeinen war ihre Form unterschiedlich, ihr Zweck war schon im Vorhinein beschlossen: ich befestigte sie der Reihe nach an den Ausfluglöchern der kleinen Bienenkörbe, von denen mein Vater eine gewisse Anzahl besaß. Nichts sah lustiger aus, als das Ein- und Ausfliegen der Bienen durch die Mäuler meiner Masken; doch dies alles dauerte nur kurze Zeit: der Regen machte sie weich und die Sonne trocknete sie aus, sie brachen auseinander, und ich dachte nicht mehr daran. Der Winter kam indessen, und die Abende wurden länger. Ich überlegte mir, womit ich nach dem Lernen meiner Lektionen, was mich gewöhnlich wenig Zeit kostete, meine Fantasie auf angenehme Weise beschäftigen könnte. In der Bibliothek meines Vaters gab es eine große Bilder-Bibel, die ich oft mit Freude ansah, und schon manchmal war mir der Gedanke gekommen, ähnliche Zeichnungen zu den in der Bibel erzählten darstellungswerten Ereignissen selbst zu entwerfen, ohne die Stiche lediglich zu kopieren. Ich erzählte also meinem Vater von dieser Idee, der sie zu meiner großen Freude billigte. Ich gab ihm also die Einzelheiten der Dinge an, die mir für die Ausführung meines Vorhabens nötig waren. Mein Vater hatte mir ruhig zugehört und sagte: „Mein Sohn, wirst du auch ausdauernd in dem sein, was du dir vorgenommen hast?“ Ich versicherte es ihm lebhaft; nach dieser Versicherung hatte er die Güte, mir eigenhändig holländisches Papier zu kaufen, das ich zu Quartbogen zurechtlegte, Pinsel, einen Nürnberger Farbkasten, und er schnitt mir sogar mit großer Geschicklichkeit einige Gänsekiele zu Federn.

Niemand auf der Welt konnte glücklicher sein als ich. Ich widmete mich also mit Ungeduld der Ausführung meiner Zeichnungen; doch wollte ich sie nur anfertigen, wenn alle gegessen und sich schlafen gelegt hatten; denn ich wollte allein bei meiner Lampe sein. Endlich war ich es: ich las dann ein Kapitel und während ich über die berichteten Geschehnisse nachdachte, komponierte ich die Gesamtheit meiner Figuren nach meiner damaligen Vorstellung. Natürlich begann ich mit der Schöpfung, und nachdem ich Adam und Eva aus dem Paradies gejagt hatte und Abel von Kain hatte töten lassen, unterbrach ich bereits die Reihenfolge der Kapitel; denn das eine Kapitel bot mir ein anziehenderes Ereignis als das andere; ich zeichnete zum Beispiel mit Freude, wie Moses an den Felsen schlägt, damit das heraussprudelnde Wasser den Durst der Juden stillte; dann kam Simon, wie er kraftvoll 1000 Philister erschlägt, Abraham, wie er sich anschickt, seinen Sohn zu opfern, die Frau des Potiphar, wie sie Joseph das Kleid entreißt. Es war ein rechtes Durcheinander; auch erlahmte bald mein Interesse so sehr, daß mein großer Entschluß, die historischen Begebenheiten der Bibel vom Beginn des Alten Testaments

³⁵⁾ Originale Anmerkung Willes: „Dieser kleine Fluß fließt bei Gießen in die Lahn; sein Lauf beträgt nur eineinhalb Meilen. An seinen Ufern gibt es 12 Mühlen, eine Gießerei, eine Eisenschmiede, einen Weller, Dörfer, 4 oder 5 Häuser von Edelleuten. Übrigens gibt es auf den Hochflächen 6 oder 7 Kalkbrennereien.“

bis einschließlich der Apokalypse des Neuen zu zeichnen, schwächer wurde. Jedoch wurde jede Nacht eine Zeichnung vollendet, und morgens, bevor ich in die Schule ging, zeigte ich sie meinem Vater, der mich ermutigte. Als er jedoch die Unordnung in der Einteilung der Motive bemerkte, sagte er mir betrübt, daß er meine Unbeständigkeit vorausgesehen hätte. Das bekümmerte mich, doch sagte ich nichts, seine Freundschaft war mir teuer und nötig. Und obgleich ich diese Art des Zeichnens beendet hatte, beschäftigte ich mich weiter damit in meiner Fantasie. Oder ich las alte, im Volk geschätzte Romane, wie die vier Haimonskinder, die schöne Melusine, Herzog Ernst und andere; doch dauerte diese Beschäftigung nie lange: ich brauchte Abwechslung. Ich hatte von meinem Vater die Erlaubnis erhalten, frei in seinen Büchern zu blättern. Sollte ich versäumen, mich ihrer zu bedienen? Ich fand darunter dicke botanische Bücher, in denen die Pflanzen, wengleich im Holzschnitt, mir schön und genau dargestellt erschienen und wo Heilkraft oder Schaden jedes Gewächses erklärt war. Diese Betrachtung machte mir Lust, Pflanzen zu sammeln, zumal der Frühling gekommen und der Mai nicht weit war. Indessen amüsierte ich mich im voraus, in unserem Garten die verschiedenen Arten von Sträuchern zu veredeln, die für diese Operation geeignet waren, was mir, wenn auch nicht ganz, gelang, wenigstens aber so gut, daß ich mich damit rühmen konnte.

Zur gleichen Zeit erinnerte ich mich, daß damals der Bruder Gärtner des Wetzlarer Klosters in meiner Anwesenheit meinem Vater versichert hatte, man könne den Apfelbaum auf eine Weide, den Birnbaum auf einen Weißdorn pfpfen; daß dieses Verfahren nicht nur gut, sondern der Erfolg ganz sicher sei. Dieses Verfahren erschien mir sehr merkwürdig und ging mir so im Kopf herum, daß ich es gleich mit außer-gewöhnlicher Sorgfalt in die Tat umsetzte. Welch eine ausgezeichnete Entdeckung, sagte ich mir, die Weiden an unseren Bachufern, der Weißdorn unserer Hecken werden endlich nutzbringende Früchte tragen! Jeden Tag ging ich meine Pfpfreiser betrachten. Mein Werk verhexte mich. Ich hoffte, daß jeden Augenblick die Blätter kommen würden; doch nach unendlich langer Wartezeit sah ich, daß alles mißlungen war. Ich war beschämt über die Leichtigkeit, mit der ich hereingefallen war.

Nach diesem interessanten Unternehmen verlegte ich mich aufs Botanisieren, und schon auf dem Heimweg nach der Schule pflückte ich verschiedene Sorten Pflanzen am Wegrand ab, die meine Brüder mir heimtragen halfen, wo ich sie den gedruckten Bildern gegenüberstellen wollte. Doch das reichte nicht und bald durcheilte ich die Täler, die Wälder und Berge, wo ich sehr verschiedene Pflanzen verschiedener Arten fand; die schönsten und interessantesten zeichnete ich. Ich trug davon Ladungen nach Hause, wobei, da sie durcheinander geworfen waren, ich mich oft im Irrtum befand, was die Zugehörigkeit zur Einteilung der Sorten nach ihrer Art oder Verwandtschaft betraf. Doch wollte ich mich nützlich machen, und so komponierte ich nach den Angaben unserer Bücher Liköre aus den Säften für diesen Zweck und Medikamente für andere Zwecke. Nach solchen Unternehmungen bot ich voller Unbefangenheit und sogar

kostenlos meine Mittel all denen an, von denen ich glaubte, sie bedürften ihrer; doch niemand war geneigt, sich ihrer zu bedienen. Man machte sich über mich lustig, ich war darüber böse; man trieb es mit mir noch schlimmer: man sagte, ich gäbe vor, ein Heilkundiger zu sein und vielleicht sei ich nur ein kleiner Quacksalber der glaube, das Privileg und das Wissen zu haben, das zu machen, was alte Doktores aus Gewohnheit oder Zufall tun, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten und ihren Ruf zu bestätigen. Meine Anstrengungen, wenn auch für mich angenehm, waren wieder einmal vergeblich. Endlich sagte mein Vater, der meine Unrast und Verschiedenartigkeit meiner Beschäftigungen bemerkt hatte, daß, wenn ich gründlich studieren wolle, er mich auf die Universität schicken würde. Ich antwortete ihm aber bei allem Gehorsam, daß ich Künstler werden wollte, und daß die Malerei mir am meisten gefalle. „Nun wohl, mein Sohn“, sagte er, „bleiben wir dabei und wir werden sehen, was daraus wird.“ Er fuhr fort: „In dieser Welt muß der Mensch sich und anderen nützen durch einen ehrenhaften Beruf, welcher es auch sei; ferner braucht man einen inneren Halt! Denn es wäre schmachvoll, ohne Tugend zu sein. Doch zunächst“, fuhr er fort, „halte ich es für notwendig, daß du die Rechenkunst erlernst, und zu diesem Zweck werde ich dich nach Gießen schicken!“ Ich dankte meinem Vater für seine Güte, und einige Tage später schickte er mich wirklich zu einem meiner Onkel, der die städtischen Mühlen überwachte. Dieser Verwandte, bei dem ich wohnte, liebte mich wie seinen Sohn; es war ein vortrefflicher Mensch, humorvoll, angenehm in Gesellschaft, ein wenig ironisch, doch von jedermann geschätzt. Von seiner Wohnung ging ich täglich zu einem Rechenlehrer namens Grollmann³⁶⁾, der die Arithmetik tadellos lehrte, sei es bei sich oder in der Stadt. Dieser tüchtige Mann sagte oft, er sei mit mir zufrieden wegen der Leichtigkeit meiner Auffassungsgabe. Während dieses Studiums hatte ich die Bekanntschaft eines liebenswerten jungen Menschen gemacht, der an der Universität studierte und der Landkarten besaß, deren Gebrauch er mir für meine Ausbildung gestattete. Er wußte auch ein wenig in der Geometrie und in den Regeln der Perspektive Bescheid, woraus ich ebenfalls meinen Nutzen zog; dies alles wurde mir für die Folgezeit nützlich³⁷⁾. Um diesen jungen Studenten fühlen zu lassen, wie sein Wohlwollen mir gegenüber mich berührte, schenkte ich ihm einige meiner Zeichnungen, die er mit Freude annahm und bewunderte, denn er war kein Kenner. Als es mein Vater schließlich für richtig hielt, mich nach Hause zu holen, wo, um nicht müßig zu sein, mir der Gedanke kam, mich in der Mechanik zu üben, begann ich hydraulische Maschinen zu bauen, ohne sie je zu beenden; außerdem begann ich eine Turmuhr nach dem Prinzip der Königsberger Kirchturmuhr, die ich sorgfältig untersucht hatte; doch auch diese mit viel Eifer begonnene Arbeit gab ich auf Grund meiner üblichen Unbeständigkeit ohne Bedauern auf. Da mein Vater

³⁶⁾ In den Universitätslisten ist ein um diese Zeit in Gießen lehrender „Grollmann“ nicht verzeichnet.

³⁷⁾ Auf die Möglichkeit, daß der junge Wille hier bereits Anregungen zum Zeichnen von Karten und Kartenprojektionen erhalten haben könnte, werden wir später noch zu sprechen kommen.

immer wieder die Wahllosigkeit meiner Beschäftigungen sah und wußte, daß ich die Absicht hatte, die Malerei zu studieren, begann er sich ernstlich zu informieren, ob nicht in einem der Nachbarorte ein Maler von Ruf in der Lage sei, mich die Anfänge einer Kunst zu lehren, die Schwierigkeiten ohne Zahl haben mußte.

Man nannte ihm einige, darunter einen, der Porträtmaler war, von dem man sagte, er sei ein ungewöhnliches Genie und dessen Ruf sogar über die Tore der Stadt Gießen bis auf zwei Meilen in der Runde gedungen war, dessen Schüler indes nicht allzu zahlreich waren; doch das war nicht die Schuld des fraglichen Malers. Angesichts dieses Lobes, wenn auch ein bißchen skeptisch, unternahm mein Vater die Reise und begab sich zu diesem Maler. Er legte ihm dar, daß einer seiner Söhne sehr gerne die Kunst der Malerei bei einem berühmten Meister studieren wolle, und daß er nach dem Rat von Kennern gedacht habe, er wende sich am besten an ihn. „Sie haben recht“, antwortete der Meister, „ich bin imstande und bereit, mit den Größten meines Faches zu wetteifern; was aber Historien-, Landschafts-, Marine- oder Genremalerei betrifft, darum kümmerere ich mich überhaupt nicht. Ich bin viel gereist“, fuhr er fort, „man hat mich angeschwärzt, man hat mich als unverschämten Scharlatan hingestellt, der nur den Dummköpfen und Unwissenden imponiere; doch das ist die Mißgunst, die gegen mich heult.“ „Ja, dieses Ungetüm schläft nie, glaube ich“, antwortete mein Vater. „Doch mein Herr, möchte ich wissen, ob und zu welchen Bedingungen mein Sohn das Glück haben könnte, von Ihrem Unterricht zu profitieren?“ „Ich sage es Ihnen gleich“, erwiderte der Meister mit einer gewissen Unnahbarkeit, die einem großen Mann immer schlecht zu Gesicht steht. „Betrachten Sie zuerst einmal einige meiner Werke. Sehen Sie dieses Porträt, es ist ein Ratsherr unserer Stadt, von Beruf Weißgerber; er bezahlt meine Kunst mit durch Walöl gezogenen Bockshäuten, Gütern, die immer in einem guten Haushalt von Nutzen sind; und das andere Porträt ist von einem Kupferschmied, auch Ratsherr dieser Stadt. Ich wohne bei ihm, wie Sie sehen, und als Honorar für meine Arbeit bezahle ich ihm für ein Jahr keine Miete. Geben Sie zu, daß diese Herren sehr edle und ihrem Stand gemäße Mienen haben³⁹⁾?“ Mein Vater sagte: „Ich finde es.“ Nach diesem Lob, das sich der Maler spendete, und der Darstellung der Vorteile, die er aus seiner Kunst zog, zog er aus der Ecke seines Ateliers ein Bild, dessen Staub er entfernte, während er zu meinem Vater sagte: „Hier ist ein Kind meines Genies: es ist ein Fuchs, der ein Huhn verschlingt und obwohl ich nie einen lebenden Fuchs gesehen habe, habe ich ihn so gut gemalt, daß er Ihnen sprechend erscheinen muß.“ „Ah, das ist ein Fuchs“, sagte mein Vater und fügte hinzu: „Ich habe manchmal solche gesehen, doch bin ich kein großer Kenner.“ „Ich sehe es“, antwortete der Maler und fügte ebenfalls hinzu: „Mein Fuchs ist ein höheres Wesen; was die Hühner angeht, die

³⁹⁾ Ob sich unter der rund 80 Einzelstücke zählenden, von etwa 1665—1814 reichen Ratsherrn-Galerie des Oberhessischen Museums, die dank der vorsorglichen Magazinierung durch Baudirektor Gravert den zweiten Weltkrieg überdauert hat, unsignierte Porträts aus der Hand dieses hier leider nicht namentlich genannten „Meisters“ befinden, wird kaum je festzustellen sein.

kenne ich, ich habe sie in Natura mit Vergnügen gegessen, wenn sich die Gelegenheit bot. Noch mehr“, fuhr er fort, „ich bin hier sehr geschätzt. Sehen Sie als Beweis hierfür: wenn ich nichts zu tun habe, gehe ich durch die Straßen spazieren mit meinem goldbesetzten Hut, meiner roten tres-sengeschmückten Weste, die ebenso lang ist wie mein maronenfarbener Rock, meinen Carré-Schuhen, den Degen an der Seite, dann grüßt mich alles mit dem Hut in der Hand.“ „Ich beglückwünsche Sie dazu“, sagte mein Vater, der aufs neue fragte, ob er hoffen könne, daß sein Sohn das Glück habe, bei ihm aufgenommen zu werden und zu welchen Bedingungen. „Nichts ist leichter festzulegen als dies“, antwortete er. „Jedes Jahr bezahlen Sie mir eine Summe, über die wir uns noch einig werden, und nach einer förmlichen Verpflichtung wird Ihr Sohn bei mir sieben Jahre hintereinander bleiben.“ „Das scheint mir eine Art Sklaverei zu sein“, erwiderte ihm mein Vater, und fuhr fort: „Ich habe immer geglaubt, das Vorrecht einer freien Kunst sei Freiheit, daß folglich der Meister seinen Schüler wegschicken könne, wenn er es für angebracht hält, und daß der Schüler ihn verlassen könne, sobald er mit ihm unzufrieden ist.“ „Ich kann nichts ändern an all den Bedingungen, die ich Ihnen vorgetragen habe“, antwortete der Maler. Daraufhin verabschiedete sich mein Vater von ihm. Während der kurzen Abwesenheit meines Vaters hatte ich unseren Taubenschlag um einige seltene Tauben vermehrt, und meinen Vogelbauer um mehrere Arten von Vögeln, die ich aus den Nestern hoch im Baum genommen hatte, indem ich mit der Leichtigkeit einer Wildkatze, die ihre Beute sucht, hinaufkletterte.

Nun schien mir mein Vater bei seiner Rückkehr beim Eintreten gegen seine Gewohnheit ein wenig traurig, als er mich sah. Ich war darüber beunruhigt und lief zu ihm; doch als er mir von dem schlechten Ausgang seiner Verhandlungen berichtete, war ich noch trauriger als er. Doch der Zufall allein fand bald ein Mittel gegen meine Besorgnis. Ich glaube, ich habe das Ergebnis glücklichen Umständen zu verdanken. Ein Leinenweber namens Kranich aus Königsberg, der in Gladenbach verheiratet war, einer kleinen Stadt im Amt Blankenstein, stellte dort mit Geschick Tücher her, die nach den ihm vorgeschriebenen Mustern gewirkt wurden. Kurz nach der Rückkehr meines Vaters kam die Leinenwebersfrau und brachte uns die Tücher, die ihr Mann für unser Haus gewebt hatte. Sie wurde bei uns bewirtet und sah auf dem Tisch mehrere meiner Zeichnungen liegen, die sie in die Hand nahm und dabei sagte: „Der Sohn unseres Nachbarn, ein wunderlicher Junge, macht das fast genau so; aber er geht zu einem Maler aus einer guten Familie unserer Stadt, der Kuhn heißt ^{38a)}. Es ist ein junger Mann, er wohnt bei seiner Mutter, einer angesehenen Witwe, die sich einiger Einkünfte erfreut und ein eigenes Haus bewohnt, das sehr hübsch ist.“ Als mein Vater die Rede dieser Frau vernommen hatte, fragte er sie, ob dieser Maler einen Ruf habe, ob er anständig sei und gute Manieren habe. Sie antwortete, sie kenne ihn nur vom Sehen, doch rede man nur Gutes von ihm, auch daß er in seiner

^{38a)} Anmerkung von Duplessis Hand: „Wir haben nirgends Hinweise auf diesen Künstler finden können; wir haben Künstler namens Kuhn wohl angetroffen, doch passen die Daten nicht auf den ersten Lehrer Willes.“

Jugend ein Dutzend Jahre in Amsterdam bei einem seiner dort wohnenden Verwandten gearbeitet habe; mehr wisse sie nicht darüber. Mein Vater dachte darüber nach und sagte: „Dieser Herr Kuhn hat sich während mehrerer Jahre in Holland in seiner Kunst geübt; danach möchte ich glauben, daß er Talent hat, denn ich habe immer gehört, daß es in jenem Land ausgezeichnete Künstler gibt. Nach dieser Überlegung habe ich Lust, mit Ihnen, Madame, mitzugehen und gleichzeitig meinen Sohn mitzunehmen, um Herrn Kuhn zu sehen oder vorher einige Informationen über diese Sache einzuholen.“ Wir gingen wirklich und kamen früh in Gladenbach an. Wir begaben uns zuerst mit Frau Kranich zu ihrem Manne, der erfreut schien, meinen Vater wiederzusehen. Er gab ihm günstige Auskünfte über Herrn Kuhn, den er, wie er sagte, gut kenne. Er bot sich sogar an, was er dann auch machte, uns zu dem Maler zu begleiten, der uns mit ausgesuchter Höflichkeit empfing. Mein Vater legte ihm den Grund seines Kommens dar und fragte, ob sein Sohn, den er sich vorzustellen erlaube, das Glück erhoffen könne, von ihm unterrichtet zu werden, und, welches im Falle einer günstigen Zusage dafür die Bedingungen seien; Herr Kuhn schaute mich an und sagte: „Mein Herr, Ihr Junge gefällt mir; er scheint mir sehr aufgeweckt; wir werden uns ohne Schwierigkeiten einigen; zuerst, fuhr er fort, muß ich für sein Unterkommen in passender Weise Sorge tragen, und dann, wenn er wie wir und mit uns leben will, hoffe ich, daß Sie es nicht ablehnen, den Mehrbetrag der Auslagen im Haus zu vergüten. Im übrigen fordere ich nichts für den Unterricht, den er von mir erhalten kann; er wird daraus so lange Nutzen ziehen, als es nach beiderseitigem Einvernehmen für angemessen erachtet wird. Die Freiheit ist also wechselseitig.“ Mein Vater dankte Herrn Kuhn für seine edle und großzügige Geste und versprach, genau die anderen Bedingungen zu erfüllen, die ebenso vernünftig wie gerecht seien.

Die gute Mutter des Herrn Kuhn spendete dieser Abmachung ihren Beifall, und ich, mit dem Hut in der Hand, verteilte nach beiden Seiten Bücklinge, die nicht enden wollten. Da ich, als ich mit meinem Vater das Haus verließ, angenommen hatte, daß ich vielleicht bei Herrn Kuhn bleiben könnte, hatte ich vorsorglich mein Nachtzeug eingesteckt; das war mir wirklich von Nutzen. Denn von diesem Augenblick an blieb ich bei Kuhn, und mein Vater, der sich von Mutter und Sohn verabschiedet hatte, ließ sie seine Freude fühlen, die er über den glücklichen Abschluß dieser Angelegenheit empfand. Als er Kranich und seine Frau bewirtet und nochmals für ihre Dienste, die er von ihnen erfahren hatte, gedankt hatte, begab er sich sehr zufrieden auf die Heimreise und schickte mir am nächsten Tag die notwendigen Dinge nach. Nun war ich am Ziel meiner Wünsche, als ich mich in einer Malerschule sah. Ich fühlte schon im Voraus das Vergnügen, Fortschritte im Zeichnen zu machen, besonders mich im Malen zu üben, worin mir noch die Übung fehlte. Ich versah mich zunächst mit einer Palette, Pinseln, einer Leinwand und Farben, deren Zubereitung nach der Natur jeder einzelnen mir Herr Kuhn beibrachte, ihre Mischung und ihre Verwendung, wie man sie in verschiedenen Fällen gebrauchen mußte oder konnte.

Von diesem Augenblick an begann ich ungeduldig unter Anleitung meines Lehrers, einige Partien eines Bildes zu kopieren und diese erste Arbeit mißfiel ihm nicht; seitdem hatte ich den Ehrgeiz und die Zuversicht, mich ständig zu verbessern. Das Haus des Herrn Kuhn, wenn es auch in einem bescheidenen Stadtteil lag, war hübsch; es lehnte sich mit seinem Garten gegen den Kirchberg, einen großen Berg, wo man zu meiner Zeit Silberminen ausbeutete. Das Atelier dieses Hauses war großartig, es war ein großer, gut beleuchteter Saal und für gewöhnlich mein glücklicher Aufenthaltsraum. Die Stiche, die mein Meister aus Holland mitgebracht hatte, lagen in einer Kassetten und standen mir stets zur Verfügung. Ich vergnügte mich mit ihnen aufs angenehmste, besonders nachdem ich den größten Teil des Tages mit Malen oder Zeichnen zugebracht hatte. Doch hatte ich schließlich wenig Unterhaltung, denn der junge Mann, der mein Kamerad sein sollte, kam nur selten; er pflegte nur wenig die Anlagen, die ihm die Natur gegeben hatte. Doch da sich mein Meister viel mit meiner Kunst beschäftigte, war ich in jener Zeit glücklich, mehr vielleicht, als ich es je gewesen.

Ich wurde von meinem Meister geliebt, von seiner Mutter und vom Dienstmädchen. An schönen Tagen, gegen Abend, nahm ich mein kleines Gewehr und ging auf die Jagd, von der ich oft nichts mitbrachte als Staub auf meinen Kleidern. Oft begab ich mich auch in die Tiefe der Minen des Berges, von den Bergleuten selbst geführt, die mich alle kannten und mir manchmal gerne Modell standen. Ihre Sorglosigkeit ist einzigartig, es ist kaum möglich, unbekümmertere Leute mit soviel Humor anzutreffen als diese Kumpel. Fast alle sind Musiker, ihre Instrumente scheinen älteren Datums zu sein, wie sie sie von ihren Vorfahren geerbt haben. Wenn sie ohne Arbeit sind, sind sie ohne Besorgnis. Sie spielen fast immer improvisiert in den Schenken Komödie. Ihre Tänze, nach der Musik ein wenig ländlich, sind nicht ohne Anmut, sie sind merkwürdig und passen nur zu ihnen. Ich war gern mit ihnen zusammen. Und wenn ich die felsigen und malerischen Höhlen zeichnete, die sie in der Tiefe des Berges gemacht hatten, um im Inneren die Erze zu suchen, hielten sie ihrerseits an und sahen zu. Sie erzählten mir auch tausend Geschichten von Geistererscheinungen, von Gespenstern oder göttlichen Hütern, die eifersüchtig die wertvollen Schätze in der Tiefe des Berges hüteten; Wächter, die ihnen bald günstig gesinnt seien oder sie bald grausam narren. Erst bei Einbruch der Nacht verließ ich meine Zeichnungen und diese fröhliche Gesellschaft und eilte nach Hause; und dann zeigte ich die fertigen Zeichnungen Herrn Kuhn, der mir seine Meinung darüber sagte und mich sehr ermutigte.

Zu jener Zeit bat ich auch Herrn Kuhn, mich die Ruinen der alten Burg Blankenstein besuchen zu lassen, die nicht weit entfernt von Gladenbach auf einer Höhe hinter dem neuen Schloß lag, wo ich sehr gerne Zeichnungen machen wollte. Er führte mich tatsächlich eines Tages dorthin, und da es sehr heiß war, begaben wir uns in ein Dorfwirtshaus in einem Tal hinter den Ruinen, um uns zu erfrischen. Es war ein Sonntag und die Schenke war mit Bauern gefüllt, die ihr Bier tranken. An einem Tisch

saßen mehrere, die lebhaft diskutierten und sich bald in den Haaren lagen. Wir verließen unseren Tisch, um zur Tür zu kommen; da ich anhielt, zog mich Herr Kuhn fort, um aufzubrechen; aber ich gehorchte nicht. Ich wollte zuschauen und sah wirklich schreckliche Mienen, Fäuste ins Gesicht fliegen, in den Magen, drohendes Gegenübertreten, zerrissene Kleider, Bänke, Krüge und Tische umgeworfen, das Dazwischentreten derer, die die Kämpfer zu trennen suchten. Wir hörten Flüche dieser rasenden Akteure und die Schreie der Wirtin, der Kellnerin und des ganzen Hauses. Nach viel Lärm kehrte endlich Friede ein; ich verließ meinen Beobachtungsposten und wir gingen heim. Während der Abendmahlzeit sprachen wir nur von dieser tragisch-komischen Szene; ich träumte aber bereits, davon eine Zeichnung zu machen. Schon am nächsten Morgen begann ich sie auf einem großen Bogen aus holländischem Papier. Und wenn ich auch den Akteuren die ausgeprägtesten Züge geben wollte, fühlte ich nicht weniger mein eigenes Unvermögen. Trotzdem zeigte ich meine Zeichnung meinem Meister und einigen Bewohnern der Stadt, die uns gewöhnlich besuchten. Doch die einen lachten nur darüber, die anderen schienen unbeeindruckt oder kalt, je nachdem jeder von der bauerlichen Auseinandersetzung betroffen war. Doch war dieses Ereignis wegen der Nähe jenes Dorfes schon bei vielen Einwohnern der Stadt bekannt, und man war gleichermaßen darüber informiert, daß ein Schüler des Herrn Kuhn als Augenzeuge den Kampf in einer Zeichnung festgehalten habe, so daß einige neugierige Bewohner es betrachten kamen. Unter ihnen befand sich ein Jude, der Herrn Kuhn in Amsterdam kennengelernt hatte, wo er als ein Muster an Wissen und Tugend galt, und wo er auch von mehreren Malschülern mit dem Verdienst eines Küsters in die deutsche Synagoge berufen wurde, die in dieser großen Handelsstadt einen respektablen Ruf genoß. Dort verschwand er nach einiger Zeit der Tätigkeit aus nur ihm bekannten Gründen und zog sich in seinen Geburtsort Gladenbach zurück. Als dieser ehrenwerte Mann meine Zeichnung lange betrachtet hatte, bot er mir wohlwollend dafür einen halben Gulden; doch ein Krämer riß sie dem Juden brüsk aus den Händen, drehte sie nach allen Seiten, ohne sie richtig anzusehen, und bot mir einen Taler, den ich annahm. Danach legte er die Zeichnung auf den Tisch, faltete sie achtfach zusammen, steckte sie in die Tasche und kehrte heim. Man sagte mir, daß der Krämer noch am gleichen Tag meinem Werk die Ehre erwiesen habe, es im Innern seines Ladens an die Wand zu heften, zusammen mit mehreren alten kolorierten, aber vom Rauch geschwärzten Holzschnitten, die der Besitzer sehr schätzte.

Der Krämer war mit seinem Taler nicht betrogen, denn viele Leute kamen zu ihm und kauften Gewürznelken, Pfeffer, Senf und andere Nahrungsmittel; aber ihr Ziel war, die Prügelzene der Bauern zu sehen, die ihnen fast alle gut bekannt waren und deren Gesichter sie erkennen zu können glaubten, die zwar durch die Wut entstellt, aber in der Zeichnung doch sehr markant ausgedrückt erschienen. Die Spekulation des Krämers war richtig gewesen: er verdiente mehr als er ausgegeben hatte, und ich besaß außer meinem bei den Leuten begründeten Ansehen den ersten Taler, zu dem mir mein noch schwaches Talent verholfen hatte.

Es gab manchmal Augenblicke, in denen ich meinen Meister auf den Beinen schwanken sah. Es ist nur, sagte ich mir, weil er den ganzen Tag vor seiner Staffelei sitzt, ohne etwas zu arbeiten. Es muß ein Fehler in seinem körperlichen Befinden sein, der ihm eine solche Schwäche verursacht! So dachte ich zunächst. Als ich in der Folgezeit diesen Zustand aufmerksamer beobachtete, entdeckte ich innerhalb weniger Tage mit Sicherheit, daß er mit seiner Mutter Ärger hatte, weil sie ihm jeglichen Alkohol verbot. Er hatte seit einiger Zeit maßlos zu trinken begonnen. Das alles bereitete mir Kummer. Mein Meister war schlechter Laune; seine Freundschaft hatte ich nötig und um sie zu erhalten, brach ich meinen Taler an und kaufte auf meine Kosten in der Stadt Schnaps, den er übermäßig und heimlich trank. Er schwankte noch mehr und wurde seiner Mutter gegenüber noch ausfälliger.

Zu der Zeit lud mein Vater Herrn Kuhn ein, zu uns zu kommen und so lange zu bleiben, wie es ihm beliebt und wie er bei uns sein Vergnügen fände. Das schien ihm Freude zu bereiten. Wir begaben uns bei wunderbarem Wetter heim und wurden von meinem Vater und meiner Stiefmutter, einer so guten und ungewöhnlich tüchtigen Frau, gut aufgenommen. Mein Meister betrug sich anständig und war voller Höflichkeit. Er wurde nicht nur in unserem Haus, sondern auch von den Fremden, die dort oft zusammenkamen, geschätzt. Alles ging wunderbar und bereitete mir besondere Freude. Auch Herr Kuhn schien zufrieden mit der Aufmerksamkeit, mit der er empfangen worden war, und mit der Art, mit der er während seines Aufenthaltes in unserem Haus behandelt wurde. Er zeigte seine Zufriedenheit meinem Vater beim Abschied mit allem Anstand an. Nachdem ich meinen Vater, wie auch meine Verwandten, umarmt hatte, kehrten wir nach Gladenbach zurück, wo wir alles in Ordnung vorfanden. Doch nach einigen Tagen bemerkte ich die schlechte Stimmung meines Meisters, der mir sagte, er habe gehofft, von meinem Vater soviel Schnaps wie möglich zu bekommen, wo er ihn in absoluter Sicherheit hätte trinken können, ohne daß es seine böse Mutter hätte erfahren können. Dieser Vorwurf erschien mir unbescheiden und sogar ungebührlich. Ich verteidigte ohne Bitterkeit die Ehre meines Vaters, der, wie ich sagte, seine Wünsche nicht hätte erraten können, doch, wenn er sie mir anvertraut hätte, hätte mein Vater sich gerne die Freude gemacht, ihn zufriedenzustellen.

Da ich in meiner Situation fürchten mußte, bei meinem Meister in Ungnade zu fallen, mußte ich mich zurückhalten und unsere Unterhaltung beenden. Danach stellte sich das Einvernehmen zwischen meinem Meister und mir wieder ein, doch war es nicht die gleiche freundschaftliche Bindung wie zuvor, obgleich ich ihm, ohne Wissen seiner Mutter, nach seinem Verlangen Branntwein besorgte, der seiner Gesundheit ebenso schädlich war, wie es diese Käufe für meinen kleinen Geldschatz waren. Vielleicht tat ich unrecht, so zu handeln. Jedenfalls war auf diese Weise für einige Zeit der Friede im Haus gewahrt. Als es indessen kaum noch möglich war, meine Opfer weiter zu treiben, riefen die Forderungen des Sohnes und die Verbote der Mutter so heftigen und schrecklichen Streit hervor, daß ich oft, soviel es mir möglich war, Einhalt zu gebieten suchte. Doch

da die Ruhe nur vorübergehend war und ich fast nicht mehr studierte, schrieb ich meinem Vater einen Brief, den die Frau des Leinwebers Kranich sich zu überbringen anbot. Ich teilte ihm mit, daß es fast nicht mehr möglich sei, in einem Haus zu bleiben, in dem es nichts als Streit gab, aber keinen Nutzen in der Fortbildung einer Kunst, die mein Glück und meine höchste Freude ausmache, und ich bat ihn inständig, mich holen zu lassen.

Während ich eine Antwort oder einen günstigen Bescheid meines Vaters erwartete, wohnte ich der neuen Eröffnung eines Stollens bei, die die Bergleute in der Nähe von Herrn Kuhns Haus, und zwar unterhalb des großen Weges, vornahmen, um von dort in das Innere des Kirchbergs einzudringen. Ich untersuchte die weißlichen und glatten Steine, die sie hinauswarfen, und fand, daß sie ziemlich weich waren, so daß sie leicht bearbeitet werden konnten. Ich nahm also einen dieser Steine und meißelte, so gut es möglich war, auf eine Seite das Relief eines menschlichen Fußes. Um die frischen Spuren meines scharfen Instrumentes zu verwischen, rieb ich mein Werk mit Sand ab und legte es wie zufällig zwischen die Steine am Wegesrand. Ich wünschte inständig, daß es dort gefunden werde. Dies geschah wirklich, und es wurde bald darauf zu Herrn Kuhn gebracht, als gerade mehrere Beamte des Fürsten bei ihm waren. Sie bewunderten das angebliche „Spiel der Natur“ und beschloßen, es dem Fürsten anzubieten als eine der großen Merkwürdigkeiten, die seiner Beachtung wert seien. Ich hütete mich wohl, den Hersteller zu nennen, doch im Innern fühlte ich einige Genugtuung über meinen kleinen Schwindel. Ich dachte sogar, daß manche Dinge, die man in Kuriositätenkabinetten findet, ähnlichen Ursprungs sein könnten.

Endlich kam ein Knecht meines Vaters geritten, um mich zu holen. Er hatte außer einem Geschenk einen Brief an Herrn und Frau Kuhn bei sich, der voller Dankesbezeugungen für die Aufmerksamkeit war, die sie seinem Sohn hätten zuteil werden lassen für die Zeit, in der er das Glück hatte, bei ihnen zu wohnen. Doch gäbe es jetzt gewichtige Gründe, ihn zurückzuholen, besonders, damit er seine Studien vollende.

Das Geschenk wurde angenommen; der Brief mit lauter Stimme von Herrn Kuhn vorgelesen, der seine Augen bald zur Decke, bald auf den Boden richtete und seine Lektüre beendete, indem er sich den Kopf kratzte, doch nichts weiter sagte; seine Mutter, eine in jeder Hinsicht prächtige Frau, vergoß Tränen.

Unterdessen wurde mein Gepäck hergerichtet; ich nahm mit einigem Bedauern Abschied vom ganzen Haus, in dem ich mehr Freude als Leid erfahren hatte, und begab mich zu meinem Vater, der mich freundlich empfing. Da zeigte ich ihm, was ich mitgebracht hatte: Zeichnungen, Entwürfe, und vor allem das Porträt von Ludwig XIV. in großer dunkler Perücke, das ich nach einer Kopie, die von Herrn Kuhn in Holland nach einem ausgezeichneten Original gemacht worden war, kopiert hatte. Mein Vater schien mit meinen Arbeiten zufrieden. Ich zeigte meine Werke auch Edelleuten, Bürgern, Bauern und anderen feinsinnigen und klugen Kennern, die sie, ohne zu wissen warum, bewunderten. Ich muß jedoch von

diesen Leuten einen alten Invaliden ausnehmen und ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, der in seiner Jugend ein widerspenstiger Lehrling eines guten Perückenmeisters aus Wetzlar gewesen war. Er gab mir nämlich so kluge und bemerkenswerte Hinweise über die Locken der königlichen Perücke (Ludwigs XIV.), daß ich ihm hier selbstverständlich Dank sagen muß.

Nun war ich also wieder im väterlichen Haus, wo mir die Ruhe unerträglich war. Ich dachte an Mittel und Wege, mich zu beschäftigen; nur die Oberflächlichkeit konnte mich befriedigen und gefiel mir unendlich. Ich hatte in Gladenbach gejagt, nun wollte ich es bei uns mit dem Angeln versuchen, wenn es auch strikt verboten war. Das beunruhigte mich. Indessen ersann und versuchte ich einige Erfindungen, und endlich gelang es mir, zwei verschiedene so kleine Angelgeräte herzustellen, daß ich sie bequem unter meinen Kleidern versteckt tragen konnte. Damit versehen begab ich mich oben an unser Flübchen, und dort, von den Weiden und dem Buschwerk auf beiden Seiten verdeckt, setzte ich meine Geräte in Tätigkeit und fing in kurzer Zeit sehr viele ausgezeichnete Forellen, die ich im Triumph nach Hause trug, ohne daß es jemand bemerkte. Mein Vater war mir aber auf die Schliche gekommen und er verbot mir streng, weiter so zu wildern. Er hatte recht, ich mußte ihm gehorchen.

Was sollte ich nun in einer solchen Lage tun? Ich hatte zwar meine Palette und die Pinsel mit heimgenommen, doch fehlte mir noch vielerlei, sie zu gebrauchen. Ich wurde müßig und faul; wenn ich auch oft zeichnete oder las oder schlechte Verse zusammenstümperte, so konnte mich dieses Durcheinander nicht befriedigen. Es fehlte mir etwas, was ich kaum erklären konnte. Gelegentlich, um mich abzulenken, begab ich mich indes zur Eisengießerei, die drei Schuß weit von uns entfernt lag. Dort beobachtete ich die verschiedenen Handhabungen der Gießler, aus denen sie kein Geheimnis machten, wie aus dem Roheisen Kessel und Töpfe von schöner Form und großer Vollendung entstehen. Sie kannten mich alle. Ich wagte sie um Amalgam, das sie zur Herstellung der Formen, Matrizen und Gußformen gebrauchten, zu bitten; ich gestand ihnen, daß ich aus Neugier im Kleinen das machen wollte, was sie im Großen so gut zum allgemeinen Nutzen produzierten. Sie gaben mir davon und berieten mich nach meinen Wünschen mit Bereitwilligkeit. Ihren Unterweisungen entsprechend begann ich meine Arbeit und bekam zu meiner Zufriedenheit aus dem Guß einiger Stücke englischen Zinns mehrere Geräte und besonders hübsche Glöckchen, die ich mit kleinen Schwengeln versah. Dies alles diente aber nur zur Unterhaltung oder zur Erheiterung meiner kleineren Brüder für wenige Tage. Mein Vater sah zu und ließ mich gewähren, um so mehr als er wußte, daß ich zu nichts Schlechtem neigte. Er hoffte, daß diese mannigfachen Ideen und diese Unstetigkeit in meiner Arbeit mit der Zeit ganz natürlich nachlassen würde und mich für immer an eine nützliche und ehrenhafte Aufgabe binden könnte. Doch war die Hoffnung meines Vaters noch weit davon entfernt, Wirklichkeit zu werden, denn seit einiger Zeit stellte ich unaufhörlich Betrachtungen über die Kupferstichkunst an. Ich wußte zwar, wie man Kupfer verwendet; doch wie

waren die Instrumente beschaffen, die man nötig hat, um die Rillen zu gravieren, die die Druckerschwärze aufnehmen und sie an das Papier wieder abgeben müssen? Ungeduldig stellte ich mir diese Frage. Wie sollte ich sie lösen? Glücklicherweise erinnerte ich mich an kleine Gegenstände aus Messing in unserem Haus, auf denen Ornamente eingraviert waren. Ich untersuchte diese Gravierung und sah überrascht, daß die Einschnitte dreieckig waren; also mußten die Grabstichel diese Form haben und auch sehr scharf sein. Nach dieser Entdeckung stellte ich ein Modell in Buchsbaumholz her, nach welchem der Messerschmied aus der Nachbarschaft mir zwei Stichel aus Stahl von ausgezeichnete Härte machte. Ich versah sie mit einem Heft und schärfte sie zuerst an einem sehr harten Stein; hinterher nahm ich einen weichen Stein. Das setzte mich nun in die Lage, meine Stichel an Messing zu versuchen; ein Versuch, der abgesehen von einigen Flüchtigkeiten nicht gar so schlecht gelang und mir die Hoffnung gab, es immer besser zu machen.

Ich wollte nun meine Versuche mit Kupfer fortsetzen. Somit brauchte ich welches. Glücklicherweise lieferte mir ein alter zerlöcherter, verbeulter und weggeworfener Kupferkessel einige Stücke, die ich in rechteckige Stücke teilte und glatt hämmerte, um sie so brauchbar wie möglich zu machen. Aber das genügte nicht. Wieviel Zeit habe ich nicht mit der Geduld eines Robinson darauf verwandt, sie zu polieren, sei es mit feinen Steinen, sei es mit Kohle oder weißem Kreidepulver. Bevor ich nun die Kupferplatte mit meinen Sticheln bearbeitete, hatte ich auf eines der Stücke einen bärtigen Kopf mit einer Bärenfellmütze gezeichnet. Ich mußte jetzt nur den Spuren meiner Zeichnung nachgehen und dort mit dem Druck meines Handgelenkes meine Stichel führen, was für eine solche Sache so neu war. Wenn die Gravur noch nicht sehr gut war, so war sie immerhin einigermaßen gelungen. Danach überkamen mich neue Sorgen. Ich wünschte brennend einen fertigen Kupferstich von meiner Gravur; aber ich hatte keine Presse; die Konstruktion einer solchen war mir unbekannt. Trotz dieses Hindernisses verlor ich nicht den Mut. In einem unserer Gebäude befand sich eine Obstkelter mit einer ungeheuren Presse, die ich einsetzen wollte, um zu sehen, ob es mir damit möglich sei, mein Ziel zu erreichen. Weiter noch fehlte mir Druckerschwärze. Ich stellte sie aus Fett und Ruß her, die ich in die Vertiefungen meiner Platte einrieb und nachher mit trockenem, weißen Papier bedeckte. Als ich alles sorgfältig unter die Presse gelegt hatte, drehte ich sie mit der ganzen Kraft, deren ein junger Mensch nur fähig ist, fest. Doch wie groß war mein Erstaunen, als ich das Papier von der Presse abzog? Es war nur schmutzig und keine Spur einer Gravur zu sehen. Was für Überlegungen mußten nun wieder angestellt werden? Ich sagte mir, daß das Schwarz sicher mit anderen Zutaten hergestellt werden müsse. Nach dieser Idee nahm ich dickes Öl und Elfenbeinschwarz, das ich von der Malerei wohl kannte, und stellte daraus eine Masse her, die ich in die Vertiefungen meiner Platte einrieb, die ich dieses Mal mit feuchtem Papier bedeckte. Während ich sie wie zuvor unter die Presse steckte, half einer der Knechte mit herkulischen Kräften, sie zu drehen. Dieser außerordentliche Druck hatte einigen Erfolg, denn als ich das Papier seinem Leiden entzog, sah

ich mit väterlichen Gefühlen die Spuren meiner Gravur, die allerdings nicht vollkommen ausgeprägt waren, aber doch gut genug, um mir Freude zu bereiten. Sie war, wie ich meine, ebenso groß wie die eines alten Alchimisten, der plötzlich nach jahrzehntelanger Mühe ruft: „Was sehe ich? Kleine leuchtende und strahlende Sterne in meinen schwärzlichen erkaltenden Schlacken! Mein Glück ist gemacht! Noch etwas Ausdauer und Arbeit, und ich werde ein Gold in meinen Händen halten, das so vollkommen und rein ist wie die Strahlen der Sonne.“ Welch ein Kummer, wenn sich der gute Mann geirrt hatte!

Ich gab indes meine Versuche auf und fühlte mich so frisch, eifrig und unermüdlich wie ich war; ich gestattete mir, ernstlich an das Angenehme zu denken, indem ich es mit dem Dauerhaften verband, was mich trotz der weitentfernten Aussicht nicht hindern konnte, einen Weg einzuschlagen, den ich in meiner Vorstellung zu entwerfen begann. Zum Beispiel malte ich mir aus, daß mein Vater mir erlauben würde, mich für meine weitere Ausbildung nach Nürnberg oder Augsburg gehen zu lassen, in zwei Städte, in denen es an Malern, Kupferstechern und Druckern von Kupferstichen nicht mangelte; doch wagte ich noch nicht, ihm davon zu sprechen. Ich wartete vielmehr auf einen günstigen Augenblick, den der Zufall mir geben konnte, um es mit Erfolg zu bewerkstelligen. Da trat ein unvorhergesehenes Ereignis ein, das mir Stillschweigen auferlegte.

Ein in Deutschland berühmter Büchsenmacher namens Peter Wittmann ³⁹⁾ aus Gießen kam in unser Haus mit einer silberbeschlagenen Büchse, die er für einen Edelmann aus unserer Gegend angefertigt hatte. Er zeigte diese Büchse meinem Vater, der sie schön fand und hauptsächlich bei den Gravierungen, mit denen das Stück verziert war, verweilte. Er sagte, daß sein ältester Sohn sich außer mit Zeichnen und Malen auch manchmal mit Gravieren die Zeit vertreibe. Daraufhin hatte Herr Wittmann Lust, etwas von meiner Arbeit zu sehen; ich zeigte ihm das beste, was ich hatte. Er betrachtete es lange und sagte schließlich zu meinem Vater, daß, falls er mich zu ihm schicken wolle, mir keine Gelegenheit fehlen würde, mich zu üben und mein Talent in der Praxis zu vervollständigen. Mein Vater, der merkte, daß mir das Freude machen würde, antwortete, daß er darüber sehr geschmeichelt sei, und schon acht Tage später brachte er mich zu Wittmann, wo ich sogleich in meine Arbeiten eingewiesen wurde. Zunächst hatte ich Grabstichel aus verschiedenen Metallen anzufertigen, anders allerdings als die meiner eigenen Erfindung. Ich machte das so gut, daß man keine Ungeschicklichkeit an mir bemerken konnte. Meine Arbeit gefiel Herrn Wittmann, der hoch erfreut war, weil er sich dadurch im Gravieren der Ornamente entlastet sah. Er nahm stets viel Rücksicht auf mich; er gewährte mir auf meine Bitte sogar das Vorrecht, jeden Samstag zur Obermühle nach Königsberg zu gehen und dort den Sonntag zu verbringen, meinen Vater, meine Verwandten, meine alten Schulkameraden zu sehen und ein Mädchen, das mir schon seit meiner Kindheit besonders

³⁹⁾ Während Wille aus der Erinnerung heraus seinen Meister „Witemann“ nennt, bedienen wir uns der noch heute hier geläufigen Namensform „Wittmann“.

lieb war. Erst am Montag kehrte ich nach Gießen zurück. Im allgemeinen sah ich mich im Hause Wittmann wohl gelitten, wo ich mich, abgesehen von einigen Bubenstreichen, nicht schlecht benommen habe. Indessen konnten mich weder die Anerkennungen, die ich erhielt, noch die Lobsprüche für mein Geschick daran hindern, mich nach einer Betätigung umzusehen, die der Übung meiner Talente mehr entspräche und weniger auf das beschränkt bliebe, was mich hier beschäftigte und mich allmählich recht sehr langweilte. Ich war sogar erstaunt, daß es mir trotz meines unsteten Wesens möglich gewesen war, soviel Beständigkeit aufzubringen, nichts anderes als Jäger, Jagdhunde, wilde Tiere und andere Arten von Ornamenten auf Jagdwaffen zu gravieren. Endlich beschloß ich ernsthaft wegzugehen.

Unter den Gesellen der Wittmannschen Werkstatt befand sich ein Sohn des Büchsenmachers beim Fürsten von Nassau-Usingen namens Leim. Auf Betreiben eines Vaters versuchte er seit einiger Zeit, mich abspenstig zu machen. Immer wieder stellte er mir so verlockende Aussichten vor Augen, daß ich ihm endlich die Zusage machte, zu ihm zu kommen und mich unverzüglich zu meinem Vater zu begeben. Er war mit dem Handel zufrieden und reiste voran. So nahm ich Abschied vom guten Herrn Wittmann, der darüber sehr betroffen schien; mit traurigem Gesicht sagte er mir, daß, falls ich nach einiger Zeit der Abwesenheit zu ihm zurückkommen wolle, er mir, wenn ich es wünschte, seine Tochter zur Frau geben würde. Das konnte mir nur schmeicheln, um so mehr, als sie ein hübsches und braves Mädchen war. Ich dankte ihm dafür sehr herzlich und machte ihm Hoffnung. Nach dieser Trennung begab ich mich ins väterliche Heim, wo ich mich für die Reise nach Usingen vorbereitete, wo auch alles erledigt wurde. Ich nahm Abschied von meinem verständnisvollen, rechtschaffenen Vater, der mir seit meiner Kindheit so viele Beweise wahrer Freundschaft gegeben hatte⁴⁰⁾ und der mich nun mit aufrichtigem und bewegtem Herzen umarmte. Konnte ich da ungerührt bleiben? Endlich sagte ich allen meinen Lieben Adieu und ging.

Ich hatte natürlich vorher dem Sohn des Büchsenmachers nach Usingen geschrieben und ihn gebeten, mir an einem bestimmten Tag bis zu einem bestimmten Gasthaus in Butzbach entgegenzukommen. Er kam auch wirklich, und am gleichen Tag kamen wir bei seinem Vater an, der mich mit viel Herzlichkeit empfing⁴¹⁾. Der Fürst hatte ihn beauftragt, eine Reihe von Feuerwaffen aufs beste und vorzüglichste zu verzieren. Und ich war es, den er bestimmt hatte, die kunstvollsten Teile der Arbeit auszuführen. Schon am nächsten Vormittag begann ich meine Arbeit, mit der selbst der Fürst, der oftmals kam, um den Fortgang der Arbeiten zu beobachten, so zufrieden zu sein schien, daß er mich mit schmeichelhaften Worten bedachte. Er fügte hinzu, es wäre gut für mich, eines Tages aufs Schloß zu

⁴⁰⁾ Angesichts dieser Liebe und Verehrung bezeugenden Erinnerung vergleiche man das Zerrbild, das Glaubrecht in seiner Erzählung von Willes Vater entworfen hat, der aus Verständnislosigkeit in seinem unsteten Sohn nur einen „Ungerechten“ gesehen habe.

⁴¹⁾ Die Wegstrecke von Bieber über Gießen und Butzbach bis Usingen beträgt rund 50 km. Sie war in einem eintägigen strammen Fußmarsch wohl zu schaffen.

kommen, um dort den Ball mitzuerleben, den er geben würde. Nach dem Dank, den ich dem Fürsten schuldete, begab ich mich meiner wißbegierigen Natur entsprechend dorthin, und es war der erste großartige Ball, den ich erlebte.

Während jenes Winters machte ich die Bekanntschaft eines aus Gießen stammenden jungen Mannes, der beim Hofgoldschmied arbeitete. Bald bestand Vertrauen und Freundschaft zwischen uns. Ich sprach oft mit ihm in der Unterhaltung über die Vorteile, die talentierte Männer auf den Reisen, besonders in Länder, wo sie gut ausgebildet, geehrt und belohnt werden, haben könnten. Ich fügte hinzu, daß ich mich fast schämte, noch immer zu Hause zu sitzen. Mein Freund hörte mir aufmerksam zu; als ich glaubte, ihn durch meine Rede mürbe gemacht zu haben, sagte ich ihm unumwunden, daß ich bei Frühlingsanfang nach Paris aufbrechen wolle⁴²⁾; es würde ihm nicht schaden, mich zu begleiten. Er besann sich zunächst, versprach es mir und hielt sein Versprechen wenigstens zum Teil.

In der Zwischenzeit besuchte mich mein verehrter Vater in Usingen; welche Freude war das für mich. Aber welche Trauer ergriff mich zugleich bei der zweiten Trennung. Es war das letzte Mal, daß wir uns umarmten⁴³⁾. Endlich kam der für die Abreise festgesetzte Termin; ich nahm Abschied vom Meister, der mir deswegen sein Bedauern ausdrückte. In diesem Augenblick schloß sich der Freund mir an, meine Börse war voll. Wir brachen auf und kamen über Homburg nach Frankfurt zu der Zeit der Ostermesse. Dort blieben wir zwei Tage, eigens um dort die Possenreißer, Marktschreier, Taschenspieler und ähnliche Akteure dieser Art zu sehen. Dieser Trubel in seiner Vielfalt gefiel uns und imponierte uns außerordentlich; denn das war etwas ganz Neues für uns junge Leute aus dem Lahntal.

Wir trafen dort auch ganz zufällig Herrn Wittmann, der besonderer Geschäfte wegen dorthin gekommen war. Wir grüßten uns freundschaftlich mit einem Glas in der Hand; zugleich gab ich ihm einen hübschen Gegenstand, den er auf meine Bitte von mir seiner Tochter überbringen sollte. Er versprach es mir und schien von meiner Handlungsweise entzückt; wahrscheinlich zweifelte er nicht, daß dies ein Liebespfand für seine Tochter sei.

Unterwegs wurden wir Zeugen eines einzigartigen Taschenspielertricks. Ein Individuum in Bauernkleidung mit glatt gebürstetem Haar, einen alten Hut auf dem Kopf, drängt sich durch die Menge. Dabei hustet und spuckt er auf die golddurchwirkte Weste eines Passanten, und darüber, wie ärgerlich, bittet er ihn um Entschuldigung, in der einen Hand den Hut, in der anderen das Taschentuch haltend, mit dem er den Speichel

⁴²⁾ Daß es sich um das Jahr 1736 handelt, erwähnt Wille am Schluß seiner Reisebeschreibung. Ältere Pläne, sich in Augsburg und Nürnberg fachlich zu vervollkommen, sind also bereits hier zugunsten von Paris in den Hintergrund getreten.

⁴³⁾ Als Wille nach zehnjähriger Abwesenheit im Herbst des Jahres 1746 zu einem Verwandtenbesuch in die Heimat reiste, war der Vater, der im Jahre 1740 vorsorglich die Besitznachfolge im Mühlenbetrieb geregelt hatte, bereits gestorben.

von der Weste entfernt. Er verbeugt sich und verschwindet; der Passant will seine Uhr ziehen, sie ist nicht mehr da.

Endlich beschlossen wir, den Trubel des Marktes zu verlassen, wo zwar die anständigen Leute ihre Geschäfte auf ehrliche Weise abwickeln, wo die Spieler, die Gaukler, die Diebe, die Gauner, die Schwindler, die Taschendiebe ihr Gewerbe mit Kunst und Fingerfertigkeit ausführen und die einfachsten Spitzbuben sich überall herumdrücken. Doch dort beging auch ich eine Tat, die mir vergnüglich erschien, im Grunde aber peinlich war. Vor längerer Zeit hatte ich gerne wissen wollen, ob es nicht ein Mittel gäbe, das Geheimnis der Silberherstellung zu finden; nicht auf Grund verschiedener Systeme der Alchimisten, sondern durch Mischung metallischer Stoffe, die nach ihrer Affinität, ihrer spezifischen Natur, ihrem Gewicht und ihrer Farbe zusammengestellt würden. Nur wenig Feinsilber müßte man dabei verwenden, lediglich zu dem Zweck, die verschiedenen Metalle zu binden und der ganzen Masse ein wenig Geschmeidigkeit zu verschaffen. Nach dieser Überlegung hatte ich in Usingen verschiedene Rohstoffe zusammengestellt, die ich zum Erfolg meines Unternehmens für notwendig hielt. Aus dem Gußversuch erhielt ich einen hübschen reinen Barren, mit dem man Dummköpfe täuschen konnte. Diesen Barren bot ich mit einiger Geheimnistuerei einem alten Juden mit struppigem Bart und zerrissenem Mantel aus einst gutem Stoff an, der ihn in die Hand nahm, prüfte, nochmals prüfte, ihn in der Hand wog und mich arglistig fragte: „Was wollt Ihr dafür haben?“ „Sechs Gulden“, antwortete ich ihm. „Oh, oh, mein Herr“, schrie er, „Ihr Silber ist schlecht, sehr schlecht sogar, zu weit über den gültigen Preis gefordert. Ich kann Ihnen mit gutem Gewissen nur 2 Gulden geben. Das ist nach bestem Wissen und Gewissen sehr gut bezahlt. Übrigens muß ich ja auch etwas verdienen. Jeder muß leben, und besonders der, der weder auf den öffentlichen Märkten noch in geheimen Händeln die Leute betrügt.“ Ich mußte mir das Lachen verbeißen und sagte ihm: „Hör zu, Moses, ich verlange keine Entschuldigungen und Erklärungen, sondern Geld.“ Endlich gab er mir zweieinhalb Gulden, die ich in meine Tasche steckte, wobei mein Gefährte, ein Goldschmied von Beruf, nicht aufhören konnte, sich über die Knappheit meiner Börse wie über die Jämmerlichkeit eines solchen Handels lustig zu machen.

Als unsere Abreise endlich beschlossen war, setzten wir unsere Reise fort. Doch ich sprach wenig, ich war mit peinlichen Überlegungen beschäftigt, und als wir auf der Mainbrücke waren, die den Vorort ⁴⁴⁾ mit der Stadt verbindet, bat ich meinen Freund, dort einen Augenblick auf mich zu warten. Ich kehre um, suche meinen Juden in der Menge, entschlossen, meinen Barren zurückzunehmen und ihm sein Geld zurückzugeben, das schwerer auf meinem Gewissen als auf meiner Tasche lag. Aber alle meine Nachforschungen waren nutzlos, und ich hatte wirkliche Gewissensbisse.

Nachdem ich nach diesem Abstecher meinen Kameraden erreicht hatte, fragte ich ihn, ob es nicht vorzuziehen sei, statt von Frankfurt direkt zum

⁴⁴⁾ Sachsenhausen.

Rhein aufzubrechen, uns zunächst nach Darmstadt zu begeben, der Residenz unseres Landesherrn, um dort das berühmteste Glockenspiel Deutschlands anzuhören. Er erwiderte, er sei entzückt und fände meine Idee ausgezeichnet, er heiße sie um so mehr gut, da er ein Musikliebhaber sei. Daraufhin schlugen wir eine schöne Straße ein, an deren beiden Seiten Nußbäume gepflanzt waren; gegen Abend erreichten wir die Stadt, wo wir zuerst das Neue Schloß des Fürsten anschauten, das nach einem wunderbaren Plan begonnen worden, aber noch nicht vollendet war ⁴⁵⁾. In diesem Augenblick begrüßten uns die Klänge des Glockenspiels und überraschten uns angenehm, erfreuten uns während des Abendessens und fast die ganze Nacht; das war wieder etwas Neues für uns.

Am nächsten Morgen brachen wir auf und kamen nach Gernsheim, einer am Ufer des Rheins gelegenen Stadt, wo wir mit Ergriffenheit rauchgeschwärzte große Ruinen, Spuren des Krieges ⁴⁶⁾ in dieser Gegend, erblickten. Sodann überquerten wir den vielgepriesenen Fluß mit einem Fährboot. Glücklicherweise auf der anderen Seite angekommen, wanderten wir nach Oppenheim, dessen hohe Türme und starke Mauern zerstört oder niedergerissen waren ⁴⁷⁾.

Worms, die früher berühmte und reiche, vor sehr langer Zeit in dieser schönen Landschaft erbaute Stadt, erschien uns beim Betreten in einem beklagenswerten Zustand ⁴⁸⁾. In den Pfälzischen Kriegen um 1689 niedergebrannt und verwüstet, zeigten die Reste ihrer rauchgeschwärzten Tore, Kirchen und öffentlichen Gebäude noch, daß dies alles einst solide und prächtig gewesen war, zwar im gotischen Stil errichtet, dem Geschmack der Erbauungszeit entsprechend. Der Dom dort hat nichts Bemerkenswertes zu bieten: er ist ebenfalls im gotischen Stil erbaut ⁴⁹⁾.

Das Zentrum der Stadt hatte man etwas aufgebaut. Die neue lutherische Kirche, in modernem Stil, schien uns eine angenehme Form zu haben. Der Wirt, bei dem wir wohnten, sagte uns, daß es dort Gemälde gäbe und bot sich an, uns hinzuführen, falls wir sie gerne sehen wollten. Wir nahmen sein Angebot mit Freude an; beim Eintreten ins Kirchenschiff sahen wir zuerst, dem Chor gegenüber, an der Wand ein Fresko, das die von Karl V. zusammenberufene Versammlung zeigte. Der Kaiser, in ihrer Mitte sitzend, schien aufmerksam dem berühmten Disput zwischen Luther

⁴⁵⁾ Zur Datierung der hier und im folgenden zitierten Baualtertümer vgl. mit weiteren Literaturangaben: Handbuch der historischen Stätten Deutschlands, Bd. 4, Hessen, 1960.

⁴⁶⁾ Unser hessischer Landsmann begegnet hier erstmalig den noch nach einem halben Jahrhundert kaum vernarbten Wunden des Pfälzischen Krieges von 1688—97 (Vgl. gleichfalls: Historische Stätten).

⁴⁷⁾ Hier muß unserem greisen Erzähler ein Irrtum unterlaufen sein. Möglich, daß die Stadt Oppenheim im ursprünglichen Reiseplan als Rheinübergangsstation vorgesehen war. Im Rahmen der abgeänderten Route von Darmstadt über Gernsheim nach Worms hätte ein Besuch von Oppenheim unseren Wanderern bei einem Tagespensum von 42 km einen Umweg von weiteren 50 km eingetragen.

⁴⁸⁾ Über die Schicksale der Städte links des Rheins vgl. außer: Historische Stätten, Bd. 5, 1959, Rheinland, Pfalz, Saarland sowie Bd. 6, 1965, Baden-Württemberg, jetzt auch: W. Hotz, Handb. d. Kunstdenkmäler i. Elsaß u. i. Lothringen, 1965.

⁴⁹⁾ Die heute selbstverständliche Differenzierung von romanischen und gotischen Stilelementen hat Wille damals noch nicht durchgeführt.

und Eck über die Dogmen zuzuhören. Im Chor hing hoch über dem Hauptaltar ein Bild, das das Osterfest darstellte, welches Christus mit seinen Jüngern feierte. Im Inneren des Chores sieht man die 12 Apostel mit ihren Symbolen. Alle diese Gestalten, kleiner als in natürlicher Größe, sind in Öl gemalt.

Wir verbrachten in dieser Stadt die Nacht. Am nächsten Morgen erfuhren wir, daß es hier Mönche gäbe, die eigenen Wein für zwei Kreuzer den Schoppen anböten; wir waren neugierig, ihn beim Essen zu probieren, um unser Essen, frische Brötchen, mit denen unsere Taschen gefüllt waren, zu vervollständigen. Bald an der Klosterpforte angekommen, läuteten wir mehrmals. Endlich öffnete ein rotwangiger und dicker Mönch die Türe; er schien schlechter Laune zu sein, rieb sich die Augen, ohne uns anzusehen und sagte: „Wie kann man am frühen Morgen schon so großen Durst haben!“ Es war freilich noch keine neun Uhr. Trotzdem gab er uns in einem hellen Steingutkrug ein gutes Maß, das wir unmöglich ganz leeren konnten, zumal der Wein schlecht war. Wir sprachen darüber mit einem Bürger dieser Stadt, der uns begleitete. „Ach“, antwortete er, „diese Mönche haben ihre Keller voller ausgezeichnete Weine; doch sind sie nicht so dumm, davon abzugeben, sie behalten sie für ihre eigenen Kehlen und schenken den schlechten an die aus, die nichts davon verstehen.“

Von Worms begaben wir uns nach Frankenthal, einer in einem bezaubernden Landstrich gelegenen Stadt, früher stark befestigt, war sie oft, teils durch die Spanier, teils durch die Schweden oder durch die Kaiserlichen, erobert und zurückerobert worden, so daß die Wälle nach so vielen Zerstörungen nicht mehr intakt waren. Als wir gegenüber von Mannheim ankamen, das sich unseren Augen mit dem kurfürstlichen Schloß und seinen prächtigen Befestigungen darbot, beschlossen wir, dort hinzugehen. Sogleich überquerten wir vergnügt den Rhein auf der Schiffsbrücke, die von einem Fort geschützt wird. Wir betraten eine Stadt, die schön und regelmäßig gebaut ist, deren breite und gradlinige Straßen uns viel schöner erschienen als alle die, die wir anderswo durchquert hatten.

Als wir meinten, daß es höchste Zeit zum Essen sei, betraten wir eine Wirtschaft, deren Wirt, ebenso witzig wie wißbegierig, ohne Umschweife fragte, ob wir von der Frankfurter Messe kämen; ob wir bei unserer Geschicklichkeit dort guten Erfolg und Gewinn gehabt hätten, in einem Wort, ob wir zufrieden seien, dort gewesen zu sein. Da diese Frage mir indiskret erschien, fragte ich ihn, vielleicht ein wenig keck, ob er uns kenne, daß er wisse, welche Talente wir besäßen. „Ah“, antwortete er, „ich sehe genau, daß Ihr zu diesen Studenten aus Prag gehört, die Deutschland durchziehen, in Gasthäusern und Herbergen singen und Komödie spielen, um dadurch einen anständigen Gewinn zu erzielen. Das ist mehr wert, scheint mir“, fuhr er fort, „als einen weniger gewinnbringenden oder gefährlichen Beruf auszuüben.“ „Da Ihr nach dieser Überlegung“, antwortete ich ihm, „überzeugt seid, daß wir Prager Studenten sind, die überall singen und Komödie spielen, um zu leben, müßt Ihr doch auch annehmen, daß wir nicht reich sind, und daß Ihr nach dieser Meinung, uns, was das Essen betrifft, mit Wohlwollen behandeln werdet.“ Er ver-

sprach es, aber er zog unseren Börsen tüchtig das Fell ab. Wir verließen bald dieses Gasthaus, und da wir in dieser Stadt durch unser Betragen aufgefallen waren, kehrten wir auf das linke Rheinufer zurück und wandten uns in Richtung Speyer.

Speyer, früher groß, schön, bevölkert und blühend und in einem wohlhabenden Landstrich gelegen, erschien uns bei der Ankunft ebenso zerstört und verarmt wie Worms⁵⁰⁾. Von seinem prächtigen Dom, in dem mehrere deutsche Kaiser begraben liegen, sahen wir zu unseren Füßen nur einige hohe Mauern, die an allen Stellen geborsten und durch den Brand rauchgeschwärzt waren. Wir wohnten im Zentrum der Stadt, in dem Viertel, das nach der Zerstörung am weitesten wieder hergestellt war; doch war es so umgeben von Trümmergrundstücken, die mit Dornen, Buschwerk und Gras bedeckt waren, daß uns der Anblick so sehr bedrückte, daß wir es nach kurzem Aufenthalt verließen wie die ganze Stadt und leicht den Weg erreichten, der direkt nach Landau führt.

Gegen Abend kamen wir noch rechtzeitig nach Landau. Diese Stadt liegt in einer schönen Landschaft. Sie ist klein, aber außergewöhnlich gut befestigt; sie war zu Beginn des 18. Jahrhunderts mehrmals belagert, erobert und zurückerobert worden. Schließlich war sie an Frankreich gefallen und wurde dadurch der wichtigste Platz, der das Niederelsaß gegenüber der Pfalz sicherte. Wir wurden dort viel redlicher behandelt als in dem Mannheimer Gasthaus schmerzlicher Erinnerung. Am nächsten Morgen brachen wir auf und kamen, ohne uns in Weißenburg aufzuhalten, mit durchgelaufenen Sohlen müde und sehr spät in Hagenau an⁵¹⁾.

Nach der Nachtruhe übergab mein Kamerad früh am andern Morgen einen Brief, der an die Adresse eines Goldschmiedes dieser Stadt gerichtet war. Der las ihn, schaute meinen Kameraden an und sagte: „Ihr seid also auch Goldschmied?“ „Ja, mein Herr, ich habe diesen Vorzug“, antwortete er. „In diesem Fall“, gab der Goldschmied zurück, „bitte ich Euch, wenn es Euch recht ist, mir einige Zeit zu helfen, eine sehr dringende Arbeit zu beenden.“ Mein Freund stimmte zu; doch welche Verspätung für unsere geplante Reise! Sollte ich allein weiterreisen! Nein, ich blieb auch. Meine Grabstichel, die ich bei mir hatte, wurden in Tätigkeit gesetzt; bald ließ ich sie auf den Waffengarnituren eines Büchsenmachers tanzen, bald auf Silberwaren, und durch die Verschiedenartigkeit dieser Arbeiten schwoll meine schmal gewordene Börse angenehm an. Trotz der Art meiner Beschäftigungen unterließ ich es meiner wißbegierigen Natur entsprechend nicht, die ganze Stadt zu durchstreifen. An verschiedenen Stellen fand ich Ruinen, die durch zahlreiche hartnäckige Belagerungen entstanden waren. Diese Stadt ist nicht auf moderne Art befestigt worden, ausgenommen im Gebiet der Tore; aber sie ist von starken Mauern mit hohen viereckigen Türmen und breiten, ständig mit Wasser gefüllten Gräben umgeben; diese werden wahrscheinlich von dem Moder-Fluß gespeist, der dort durch Gewölbe mitten durch die Stadt fließt, und sie in zwei Teile teilt.

(Fortsetzung folgt)

⁵⁰⁾ Zeitgenössische Stiche erweisen den Grad der Zerstörungen noch während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit erschütternder Deutlichkeit.

⁵¹⁾ Wegstrecke rund 55 km.

MÉMOIRES ET JOURNAL

DE

J.-G. WILLE

GRAVEUR DU ROI

PUBLIÉS

D'APRÈS LES MANUSCRITS AUTOGRAPHES DE LA BIBLIOTHÈQUE IMPÉRIALE

PAR

GEORGES DUPLESSIS

AVEC UNE PRÉFACE

PAR EDMOND ET JULES DE GONCOURT

TOME PREMIER



PARIS

V^e JULES RENOUARD, LIBRAIRE-ÉDITEUR

6, RUE DE TOURNON, 6

1857

Abb. 7

Titelseite aus Duplessis' Werk



Abb. 8

Das sogen. „Geburtshaus“ J. G. Willes, das von seinem nächstfolgenden Bruder Johannes i. J. 1747 erbaut wurde (Foto: Dr. H. Krüger)

Zu Beitrag Herbert Krüger und Peter Merck



Abb. 9

Porträt Willes, 1759 gestochen von J. F. Kauke nach einem Bild von G. Fr. Schmidt
Original: Histor. Bildarchiv, Bad Berneck

Zu Beitrag Herbert Krüger und Peter Merck



Abb. 10

Porträt Willes, gestochen von J. G. von Müller nach einem von Greuze 1763 gemalten Bilde. Original: Oberhess. Museum Gießen

Zu Beitrag Herbert Krüger und Peter Merck

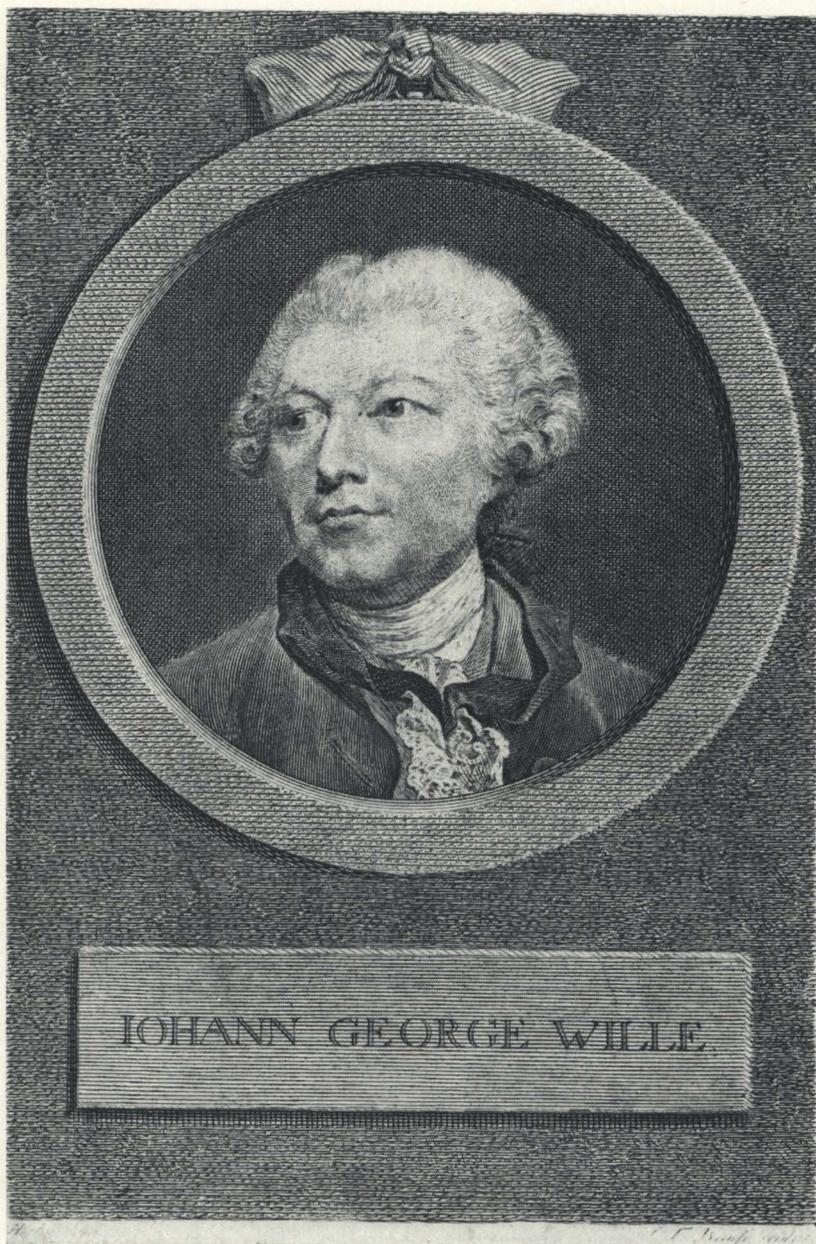


Abb. 11

Porträt Willes, 1766 gestochen von Bause nach einer Zeichnung von Halm
Original: Oberhess. Museum Gießen

Zu Beitrag Herbert Krüger und Peter Merck

Gießen, den 26. November 1848.

Der k. k. Preuss. Maj. Herrmann
von Gießen, des k. k. Preuss. Maj.
Gießen. Alth. Wehrb. z. Gießen.

Der k. k. Preuss. Maj. Herrmann
von Gießen, des k. k. Preuss. Maj.

Herrmann Preuss.

Der k. k. Preuss. Maj. Herrmann
von Gießen, des k. k. Preuss. Maj.

J. G. K. K. K.

Bittschrift

Majors. Gießen.

Der k. k. Preuss. Maj. Herrmann
von Gießen, des k. k. Preuss. Maj.

Kern, k. k. Preuss.

Der k. k. Preuss. Maj. Herrmann
von Gießen, des k. k. Preuss. Maj.

Leibk. K. k. Preuss.

Abb. 13

Petition zur Wehrverfassung des „Wehrverbandes“ der preussischen, kurhessischen und oberhessischen Städte Gießen, Lich, Marburg, Wetzlar und Butzbach vom 26. 11. 1848